



Berlin, den 24. Juni 1899.

Tuberkulose.

Mein erster Leitsatz lautet: Der Name „Tuberkulose“ ist nicht glücklich gewählt. Phthise, Schwindsucht oder ähnliche Namen sind anderen Benennungen aus sachlichen und humanitären Gründen vorzuziehen. Zwar sagt ein alter, oft mißbrauchter Satz: Der Name thut nicht viel zur Sache; wenn aber ein Name abstrakt ist, wo er konkret sein sollte, verallgemeinernd, zusammenfassend, wo unterschieden, individualisirt werden müßte, wenn von vorn herein eine unrichtige Vorstellung von dem Gegenstande erweckt wird, wie es bei der Tuberkulose der Fall ist, so dürfte eine Aenderung des Namens doch wohl in Erwägung zu ziehen und nach mehr als einer Seite hin nützlich sein. Der Name Tuberkulose ist nach meiner Meinung geeignet, irrezuführen und zu schädigen, — schon, weil er auf den Tuberkel und den ihn bedingenden Bacillus das Hauptgewicht legt, damit der Stellungnahme zu den in Frage

*) Da der Herausgeber der „Zukunft“ durch ein lähmendes Unwohlsein verhindert ist, diesmal selbst einen Beitrag zu liefern, hat Herr Geheimrath Schweminger die Güte gehabt, für dieses Heft ein paar Bemerkungen über Tuberkulose niederzuschreiben, die, wie er selbst sehr genau weiß, das Thema durchaus nicht erschöpfen, die in ihrer menschenverständigen und bescheidenen Einfachheit aber nach den geräuschvollen, vom Schmettern der Reklametrompeten begleiteten Verhandlungen des Tuberkulose-Kongresses nicht unangebracht scheinen werden. Daß während der letzten Wochen in der Polyphonie dieser Zeitschrift Gardens Stimme manchmal fehlen mußte, ist eine Folge der Festunghaft und seines schlechten Gesundheitsstandes; sobald er sich einigermaßen erholt hat, wird er sich nach bester Kraft wieder bemühen, hier „auszusprechen, was ist“.

kommenden Zuständen und primären wie sekundären Veränderungen und Momenten einseitig präjudiziert und so den Arzt und noch mehr den Laien schädigt, ganz abgesehen von psychischen Eindrücken und Alterationen, die das Wort Tuberkulose und die damit verbundenen Gedanken und Empfindungen bei Arzt, Laien und deren Angehörigen hervorzurufen vermögen. Der Tuberkel und die auf ihn aufgebaute akute und chronische Miliartuberkulose ist nicht mehr Kern der Sache als die genuine Desquamativ-Pneumonie, sekundäre (läsige) Desquamativ-Pneumonie, Peribronchitis purulenta, akute nekrosirende Pneumonie u. s. w., von denen die zuletzt genannten mit dem Tuberkel und seinem Bacillus sogar oft nichts oder nur sehr wenig zu thun haben. Das Wahre und Wichtige bleibt doch immer der Körper und seine erkrankten Theile oder Organe, nebst der daraus resultirenden Rückwirkung auf das Ganze, das Fieber, die Konsumption, das Schwinden des Körpers, die Phtise, wie sie auch schon die alten Aerzte nannten. Der ubiquitäre Bacillus, darüber sollte man endlich einig sein, thut nichts, wo er einen gesunden Körper und gesunde Theile trifft, dagegen sehr viel an verschieden veränderten, für ihn empfänglichen Kranken. Ist, angeboren oder erworben, eine Schwäche, Disposition, Geneigtheit vorhanden — ich darf hier z. B. an Zuckerruhr und andere, oft unmerklich wirkende Ursachen, wie Verletzungen (nach Sturz, Schlag, Fall) erinnern —, existiren sonst noch ungünstige, das Befinden schädigende Umstände, wird unverständlich gelebt, so wird in dem stehenden Körper manchmal Tuberkulose sich entwickeln. Aber auch hier müßte berücksichtigt werden, daß es sich nur in wenigen Fällen und nur kurze Zeit um reine Tuberkulose, gewöhnlich aber um Mißprozesse handelt, weil eben im faulfähigen Körper und in faulfähigen Körpertheilen nicht nur der Tuberkelbacillus haust und arbeitet, sondern weil in der weniger exakt wissenschaftlich arbeitenden Natur noch viel mehr andere Momente, andere Pilze und ihre Derivate ihr Unwesen treiben, die manchmal (nicht immer) dem Tuberkelbacillus die erste Miniarbeit — scheinbar oder thatsächlich — überlassen, dann aber oft energisch mit ihm in Konkurrenz treten, ihn in seiner Leistung (oft schon vorher) überholen und in diesem Falle häufig auch zerstörend wirken. Der Tuberkel und sein Bacillus ist also durchaus nicht immer und unter allen Umständen die Hauptsache; zuerst sind es oft die disponirenden Momente der Wohnung, Lebensweise, Beschäftigung, später kommt die Reaktion des Körpers und seiner vom Prozeß befallenen Stelle hinzu. Ich möchte also schon aus sachlichen Gründen die alten Bezeichnungen wie „Schwindsucht“ oder „Phtise“ vorziehen. Für die Praxis und den Kranken, der gar keine ihn vielleicht alterirende Diagnose nöthig hat, ist die Bezeichnung auch nicht gleichgiltig. Schwindsüchtige pflegen ja zu ihrem Glück sehr oft zum Optimismus zu neigen. Aber selbst der freudigste Optimismus schwindet, wenn man sich auf den

Aussterbeetat gesetzt sieht. In einem weltstädtischen Krankenhause fand ich an den Saalthüren die Allen sichtbare Klassifikation bis zu den „unheilbaren Krebskranken“ ausgedehnt. Sollten diese Unglücklichen das ihnen gesprochene Todesurtheil nicht schmerzlich empfinden? Da es bei der Behandlung — nicht „Heilung“, wie fälschlich noch immer gesagt wird — der Kranken doch auch auf die psychische Einwirkung ankommt, möchte ich auch für die Praxis statt des schreckenden Wortes Tuberkulose andere Bezeichnungen empfehlen, die sich gewiß ohne Schwierigkeiten finden und allgemein einführen lassen. Aber ich wiederhole: auch für die Wissenschaft ist eine mehr differenzirte Bezeichnung der verschiedenartigen, sehr häufig differenten, nach Zeit, Ort, Individuum wechselnden Zustände und Prozesse wünschenswerth, die wir jetzt „Tuberkulose“ nennen.

Die wissenschaftliche Untersuchung sollte nie vergessen, daß es sich bei der „Tuberkulose“ um eine Summe, eine wahre Hydra verschiedenartiger Stadien und Zustände leidender Menschen handelt; deshalb muß auch der Forscher — nicht nur der praktische, den Tuberkulösen behandelnde Arzt — das Verfahren entsprechend differenziren. Die Untersuchungsmethode muß mit ihren Beobachtungen und Thierversuchen, um Fehlschlüsse zu vermeiden, von der selben Erwägung ausgehen. Die wissenschaftliche Untersuchung hat ja, wie allgemein bekannt ist, gerade auf dem Gebiete der Infektionkrankheiten mit außerordentlichem Eifer, den man nicht hoch genug anschlagen kann, und vom Standpunkt der reinen Forschung aus auch mit gutem Erfolg gearbeitet. Aber dieser Erfolg ist und wird nicht überholt und übertroffen von dem Erfolg, der auch schon früher ohne moderne wissenschaftliche Untersuchung nachweislich 85 Prozent der „tuberkulös“ erkrankten Menschen genesen und leistungsfähig werden ließ. Es muß verhindert werden, daß diesen sichereren „Erfolg“ die „moderne“ Richtung mühelos sich aneignet und als ihr Verdienst ausposaunt, und es muß von dieser Richtung mehr als das bisher Erreichte nachgewiesen werden. Erst wenn von den bisher nicht „geheilten“ 15 Prozent ein zweifellos nachweisbarer Theil leistungsfähig wiederhergestellt wird, kann die neue Lehre, können die nützlichen Einrichtungen der Heilstätten für Lungentranke auf höhere Bedeutung Anspruch machen. Während die heutigen wissenschaftlichen Untersuchungen sich oft in einer Summe minutiöser Details, deren praktischer Werth später auch fraglich erscheint, verlieren, wird auf der anderen Seite doch wieder zu sehr zusammengefaßt, verallgemeinert, summarisch als Einheit betrachtet, was zeitlich, örtlich, individuell, persönlich nach Umständen, Verhältnissen u. s. w. differenzirt werden müßte, und so wird der Nutzen der an sich schönen Forschung oft in Frage gestellt. Was hier von den infektiösen Krankheiten im Allgemeinen behauptet wird, gilt ganz besonders von der „Tuberkulose“. Sie wird freilich in Theorie und Wissenschaft vielfach als eine Einheit angesehen;

aber wie verschieden ist sie nach Zeit, Alter, Individuum, Lokalität, Ernährung, Beruf, Rasse, Gegend und wie verschieden gestalten alle diese Momente das Bild und den Verlauf des Prozesses im konkreten Fall! Die Tuberkulose bietet unserem Blick — kein Unbefangener wird es leugnen können — die verschiedenartigsten Erscheinungen; und jede Untersuchung, die diese Summe von Erscheinungen irrend als eine Einheit annimmt, muß deshalb nothwendig zum Ausgangspunkt von allerlei Fehlschlüssen werden.

Ueber die Entstehungsurfachen der Tuberkulose hat man neuerdings viel gesprochen und allen Scharfsinn darauf verwandt, zu beweisen, daß die Tuberkulose übertragbar ist. Das hatte die Fachwissenschaft lange geleugnet, das Volk aber glaubte längst an die Uebertragbarkeit. Es ist sehr schätzenswerth, daß wir jetzt die Gewißheit haben: die Tuberkulose gehört zu den Infektionskrankheiten. Aber auch Das war schon entschieden, ehe man den Infektionserreger sicher kannte; ich darf dabei nur an die Arbeiten von Buhl, Billemin, Tappeiner, Lippl, Schweningen erinnern, ohne auf die jetzt allgemein bekannten Versuche einzugehen, die uns die Gewißheit gaben, daß die Tuberkulose übertragbar ist. In den Untersuchungen aber, die feststellen sollen, auf welche Art die Tuberkulose im Leben (nicht bei den ad hoc angestellten Versuchen) übertragen wird, sind noch beträchtliche Mängel und Lücken nachweisbar. Denn es genügt doch nicht, ein Thier an sich, dessen Individualität, Lebensweise und Verhältnisse man nicht genau kennt und berücksichtigt, unter Umständen, wie sie im Leben wohl kaum jemals vorkommen, durch das Experiment einfach tuberkulös zu machen. So bilden sich nur Legenden, wie die, daß gewisse Thierarten (Meerschweinchen, Kaninchen u. s. w.) der Ansteckung ganz besonders zugänglich sind. Zum Glück kamen mit der Zeit einige Forscher auf den sehr naheliegenden Gedanken, nachzuforschen, ob diese Legende — bleiben wir einmal bei den Meerschweinchen — von den Thatfachen bestätigt wird. Dabei stellte sich heraus, daß sich die Sache ganz anders gestaltet, wenn man den für den Tuberkulosenversuch bestimmten Meerschweinchen reine Luft, Licht und freie Bewegung gewährt. Das darf als ein erfreulicher Fortschritt betrachtet werden. Denn es kommt doch wohl nicht nur darauf an, zu sehen, wie die Ansteckung entsteht, sondern auch darauf, unter welchen Umständen, warum, unter welchen vorhergegangenen oder nachfolgenden Einflüssen, ob sie leichter, schwerer, langsamer, schneller erfolgt, verläuft, tötet oder wieder verschwindet. Nicht um irgend ein uns unbekanntes Meerschweinchen handelt es sich, sondern um ein bestimmtes Individuum, an dem zu beobachten ist, wie es sich unter bestimmten, naturgemäßen, günstigen oder weniger günstigen Verhältnissen gegen die Uebertragung verhält, so weit Das — und es ist gewiß schwerer als beim Menschen — bei Thieren kontrollirt werden kann. Aus den sehr interessanten Versuchen, die Professor Blügge über die Art der Infektion anstellen ließ,

geht hervor, daß die Uebertragung selbst unter sehr komplizirten Umständen, wie sie in Wirklichkeit kaum oder doch nur sehr selten vorkommen dürften, keineswegs immer gelungen ist. Ich würde es nun, um an diesem Beispiel für alle übrigen Fälle zu exemplifiziren, für sehr wünschenswerth gehalten haben, wenn man, so weit es möglich war, festzustellen versucht hätte, warum wohl die Ansteckung in verschiedenen Fällen ausgeblieben ist, und wenn man auch, unter thunlichster Berücksichtigung der gewonnenen Resultate, die Prozentsätze der gelungenen und nicht gelungenen Uebertragungen einander gegenübergestellt hätte. Daraus hätte man vielleicht auch Anhaltspunkte für die Beantwortung der gerade für den Menschen so wichtigen Fragen gewonnen, warum *ceteris paribus* der Eine erkrankt, der Andere nicht und warum dann weiter ein Ansteckungsfall leichter, besser, verläuft, der andere schlechter, der eine zur Heilung, der andere zum Siechthum oder zum Tode führt.

Auch für das Publikum wären solche Daten von großer Bedeutung. Denn wenn wir auch die Menschen mit Recht zur Reinlichkeit und zur Vorsicht erziehen und sie z. B. vor dem Anniesen und Vergleichen warnen, so wäre es doch sehr wichtig, hinzuzufügen zu können, daß selbst unter den erschwerenden Umständen des exakten Experimentes nur ein gewisser Prozentsatz der Ansteckung unterlag. Früher sagte man kurz und derb: Nur wer sich fürchtet, erliegt der Ansteckung. Ein Körnchen Wahrheit steckt gewiß in diesem Sage. Wenn wir nun also schon seit Jahren die Menschen mit allen möglichen Bakteriengefahren ängstigen, so müssen wir auch wenigstens hinzuzufügen, was irgend zur Hebung des Muthes beitragen kann. Wir müssen der Probe stets die Gegenprobe folgen lassen und nicht nur Das, was wir bei dem Experiment gefunden haben, sondern auch Das, was wir nicht gefunden haben, rühmend erwähnen. Haben wir nichts gefunden, so ist das Experiment deshalb noch nicht mißglückt oder zu ignoriren: auch das negative Resultat kann großen, ermuthigenden Werth haben.

Bei der Erörterung der Versuche, die an Menschen oder Thieren vorgenommen werden und sich auf die Bekämpfung der Tuberkulose beziehen, müssen wir, wie mir scheint, ganz besonders die Vortragen beachten: Was ist Tuberkulose? Wer ist tuberkulös? Wir dürfen nicht Jeden für tuberkulös halten, bei dem Tuberkelbacillen gefunden werden. Auf die Frage, die so oft und erst neulich wieder „von kompetenter Seite“ gestellt wurde: „Was soll man von einem Mittel verlangen, dem man eine Indikation und therapeutischen Werth gegen die Tuberkulose zumessen darf?“ muß man bei entsprechender Berücksichtigung der erwähnten Vortragen antworten: „Es giebt kein einheitliches Mittel im individualistisch-therapeutischen Behandlungssinn gegen die Vielheit von Erscheinungen, die man unter dem Namen Tuberkulose zusammenfaßt, kein Mittel, das den Tuberkelbacillus, seinen Wirth, seinen Nährboden, seine

Produkte (Tuberkel und Veräufung, Eiterung, Sepsis, Zerfall u. s. w.), Toxine und Antitoxine, — kurz Alles, was drum und dran hängt, lokal und allgemein in der Zeitfolge, in jedem Moment, bei jedem Menschen oder Thier, bei jedem Alter und Individuum, jeder Disposition oder Reaktion, in jedem Zeitpunkt der längeren oder kürzeren Dauer einheitlich und sicher (*tuto, esto et juvande*) gleichheitlich trifft oder beeinflusst. Ein solches Mittel kann es nicht geben. Man muß festhalten, daß über die verschiedenen Stadien, Anfang, Mitte, Ende, akute, subakute, chronische Tuberkulose, Beginn, Fortschritt, accidentelle Dinge — wozu gerade das Experiment am Thier, das die Tuberkulose so schafft, wie sie dann zu behandeln ist, sehr leicht verführt —, nicht hinweggegangen werden darf und kann, sondern daß hier getrennt und scharf auseinandergehalten werden muß. Denn es geht nicht an, das Verfahren zu verallgemeinern, wonach z. B. bei einem bestimmten, frischen, akuten Falle unter Umständen eine günstige Wirkung erzielt worden ist. Das kann, ja muß in einem anderen Fall unwirksam bleiben oder, in vorgeschrittenem Stadium, bei einem anderen Individuum bedenklich wirken. Ich kann Das vielleicht an einem Beispiel aus der Chemie erläutern. Säure und Base geben bekanntlich zusammen das Salz. Gelingt es, die Säure gerade reichend mit der Base zu verbinden, so daß von Beiden kein Ueberschuß bleibt, daß sie sich gerade binden, so wird Säure und Base, weil zum Salz gebunden, unschädlich sein. Bleibt aber Säure oder Base z. B. im Ueberschuß, so wird für diesen der Zweck der Salzbildung verfehlt und Säure oder Base wird unter Umständen weiter schädlich wirken. Dραstischer beleuchtet die Sache vielleicht die Erwähnung, daß z. B. Schwefelsäure durch doppelkohlen-saure Alkalien im Reagensglase neutralisirt und zu einem unschädlichen Salz verbunden wird; im thierischen oder menschlichen Körper trifft das der Schwefelsäure nachgeschickte Alkali — abgesehen davon, daß es vielleicht in unzureichender Menge gegeben wird — nicht mehr, wie im Reagensglas, die Schwefelsäure, sondern das von dieser erzeugte Loch. Ähnlich ist und war es vielleicht auch bei der Anwendung des Tuberkulins älteren und neueren Datums, bei lantharidin-sauren Salzen, Kreosot und anderen meist eben so rasch empfohlenen wie vergessenen Mitteln gegen die Tuberkulose.

Etwas anders liegt die Sache gewiß bei der von Behring eingeführten Serumbehandlung, wie sie namentlich gegen die akut verlaufende Diphtherie angewandt worden ist. Aber auch hier muß das Mittel versagen, wenn das Individuum, das Stadium, die sekundäre Sepsis dafür nicht mehr geeignet sind. Immerhin bleibt das Mittel werthvoll in einfachen, nicht komplizirten Fällen, wenn es zur rechten Zeit und am rechten Ort gebraucht wird. Sollte es aber nicht werthvoller sein, anzustreben, daß der Körper sein Serum, sein Antitoxin selbst bereitet, wie es bei den Immunen und namentlich in den mehr oder

minder von selbst heilenden Fällen doch aller Wahrscheinlichkeit nach geschieht? Am Weiteren wird uns stets der Weg führen, den die Natur selbst uns gewiesen hat. Beim Tuberkulin — ich will hier von seiner Bedeutung für die Diagnose und Prophylaxe absehen — nahm man oft Kranke, die sonst meist unter relativ ungünstigen Ernährungs- und Athmungsverhältnissen lebten, in Spitäler und Anstalten auf, fütterte sie, hegte und pflegte sie — ich möchte fast sagen: mästete sie — und fand dann als Resultat, sie seien in jeder Beziehung gebessert, hätten eine Gewichtzunahme zu verzeichnen u. s. w. Ich glaube, wenn man die Gegenprobe gemacht und den einzelnen Kranken nur die gute Pflege, Fütterung und Luft gewährt hätte: das Resultat wäre oft das selbe, unter Umständen ein noch besseres gewesen.

Die Praxis darf — Das kann nicht nachdrücklich genug wiederholt werden — nach meiner Ueberzeugung keine Tuberkulose, sondern nur für tuberkulös gehaltene Kranke kennen. Wenn die Wissenschaft bei ihrer dem Experiment vorhergehenden Gedankenarbeit sich da und dort abstrakt mit Krankheit und Methode befaßt und befassen darf, so daß die Theorie unter gewissen Voraussetzungen mit dem Begriff Tuberkulose operirt, so ist die Praxis in der glücklichen Lage, ihr auf diesem Wege nicht folgen zu müssen. Sie würde sich den größten Irthümern und Mißgriffen aussetzen, wenn sie annähme, sie könne die Tuberkulose etwa unabhängig vom Menschen anfassen und austreiben; sie hat den Menschen oder das Thierindividuum, das sie als tuberkulös zu erkennen glaubt, seinen besonderen Lebensverhältnissen entsprechend zu behandeln. Es ist gewiß sehr wichtig und wissenschaftlich, Diagnosen zu stellen; aber wichtiger noch ist, neben der Diagnose den Fingerzeig zur tieferen Einsicht in die Ursachen, Wesen und Behandlung der Zustände des bestimmten Individuums zu gewinnen. Das ist die Aufgabe des Arztes. Begnügt er sich aber mit der Diagnose als Ziel des Marsches oder hindert ihn diese aus reiner Wissenschaftlichkeit an dem Vordringen zu dem Kern und Bedürfniß des Einzelfalles, so könnte die Frage zu erwägen sein, ob es nicht besser wäre, überhaupt nicht zu diagnostiziren oder falsche und ungenügende Diagnosen zu stellen, wie es doch so oft — der sezirende pathologische Anatom weiß es: *sectio docet!* — der Fall ist. Das wird besonders klar, wenn man von der Behandlung spricht, die, wie ja fast alle Aerzte und wissenschaftlichen Forscher einstimmig sagen, vor Allem eine prophylaktische sein soll, also zu einer Zeit, wo der Diagnostiker Tuberkulose nur befürchtet, nicht gesichert ist. Die Behandlung muß eine allgemein prophylaktische sein, weil die Seuche die weitesten Kreise des Volkes gefährdet und vernichtet, mehr als es je eine akute oder chronische Seuche gethan hat. Und will man der Volksseuche „Tuberkulose“ Volksärzte gegenüber stellen, so müssen sie in erster Linie die geschwächten und unvernünftig Lebenden, die zunächst von der Seuche befallen werden, belehren, aufklären und eine

sachgemäße Lebensführung auf allen Wegen zu erreichen suchen, ohne unnötig Angst zu machen und Glauben und Vertrauen zu erschüttern. Ich übergeh: hier die streitigen, aber auch unproduktiven Fragen der Heredität und Uebertragung unter Familienmitgliedern, weil sie mich bei meinem Widerspruch gegen viele herrschende Lehren hier zu weit führen würden und weil ich meine Ansicht gegen die gewollte Beeinflussung der Eheschließung und Fortpflanzung später eingehender begründen möchte. Erwähnen möchte ich nur, daß ich diese Beeinflussung nicht für praktisch, human und — selbst bei direkter Belehrung — auch nicht für aussichtsvoll halte, daß sie mir ethisch unzulässig, aber auch nicht nötig erscheint. Nehmt den Menschen ihre Verfaultheit und Neigung zur Fäulnis im Allgemeinen, dann werdet Ihr auch der Tuberkulose Herr werden: so lautet mein Spruch, — hier wie bei den anderen Infektionen.

Etwas besser, aber auch nicht allzu viel günstiger liegt die Sache bei dem Milieu. Es ist kein Zweifel, daß ungünstige Wohn-, Nahrung-, Berufs- und Arbeitsverhältnisse mehr als der Verkehr in der Familie die Ausbreitung der Seuche begünstigen. Wir werden auf diesem Gebiet mit allen Mitteln, die der humanen Gesetzgebung, der Belehrung und der privaten Hilfe zur Verfügung stehen, unermüßlich auf Besserung hinarbeiten müssen, ohne uns über die zunächst zu erreichenden Resultate Illusionen hinzugeben. Man sagt leicht, das Milieu müsse geändert oder gebessert werden; aber so, daß sie wirklich durchgreifend wirkt, ist solche Aenderung sehr schwer praktisch durchzuführen. Ganz unthunlich erscheint mir aber, wie die Verhinderung der Eheschließung, so auch die Absonderung einzelner Familienmitglieder durch eine Art Proskription, — es sei denn, daß wir in der Verrohung und Gefühlsabstumpfung noch weitere, nicht genug zu beklagende Fortschritte machen.

Für die geplanten „Heilstätten“ ist Manches, Manches aber auch gegen sie zu sagen. Dagegen spricht — um hier nur einen Punkt zu erwähnen —, daß man nur die willkürlich ausgewählten leichten Anfangsfälle (vielleicht noch gar nicht Tuberkulose?) aufnehmen will. Das muß zu Unzuträglichkeiten, Fälschungen, Unklarheiten in Bezug auf Heilung, Statistik u. s. w. führen, abgesehen von der Inhumanität und Rücksichtslosigkeit, die schon in der Stempelung zum Tuberkulösen liegt. Und dann: wie ungern lassen sich Kranke gerade heutzutage, wo die Wissenschaft die Furcht großgezogen hat, in eine Anstalt mit der Etikette „Heilstätte für Tuberkulose“ oder „Lungenkranke“ aufnehmen und wie schwer entschließen die Verwandten sich zur Einwilligung! Am Wirkfamsten ist es immer, Klarheit darüber zu verbreiten, wie man auch unter ungünstigen Lebensverhältnissen relativ sachgemäß leben kann. Wenn die gesammte Lebensführung in Bezug auf Ernährung, Reinlichkeit, Bewegung, Aufenthalt im Freien, Vermeidung geschlossener Wohn- und Arbeitsräume, Verwendung der Arbeitspausen u. s. w. immer wieder zu bessern versucht wird,

dann . . . wird man sich ja trotzdem auch auf diesem Gebiet keinen allzu großen Hoffnungen hingeben dürfen. Aber wenn auch Gleichgiltigkeit, Bequemlichkeit, Mangel an gutem Willen das Gelingen oft genug erschweren, so sollte man sich dadurch nicht abschrecken lassen.

Die Behandlung wird bei strengster Individualisierung im weitesten und besten Sinne physikalisch-diätetisch sein müssen. Wir wollen weder auf die klimatischen noch auf die medikamentösen Mittel prinzipiell verzichten, wollen sie eben so wie alle anderen Hilfsmittel im gegebenen Falle erproben, doch bei den medikamentösen Mitteln berücksichtigen, daß es nicht so sehr darauf ankommt, den Tuberkelbacillus und die durch ihn bewirkten Veränderungen zu beseitigen, als darauf, den Kranken herzustellen oder wenigstens thunlichst zu stärken. Und wenn man bedenkt, daß die Tuberkulose in ihrer Wirkung oft nichts Anderes als eine Phtise, ein Schwinden ist und daß es also vor Allem gilt, den Ernährungszustand entsprechend zu erhalten und zu heben, so wird man allen Mitteln, die diese Hebung hindern, großes Mißtrauen entgegenbringen, um nicht mit dem Bacillus und seinem Werk auch dessen Träger zu vernichten. Seit dreißig Jahren habe ich die Ueberzeugung, daß die Tuberkulose heilbar ist. Ich selbst habe festgestellt, daß unter hundert Menschen, die starben, 70 an lokalen oder allgemeinen tuberkulösen Prozessen mehr minder nachweisbar litten; von ihnen erlag kaum ein Viertel der Tuberkulose, während die Uebrigen durch andere Leiden den Tod fanden.

Den Heilstätten-Bestrebungen stehe ich freundlich gegenüber; ihre Verheißungen aber betrachte ich sehr skeptisch und alle vorgeschlagenen und angewandten Mittel gegen die Tuberkulose können bis jetzt mein Mißtrauen nicht bannen. Es ist und bleibt stets schwer, zu entscheiden, ob der Kranke wegen oder trotz der Behandlung gebessert worden ist. Den Preis wird nur die „Methode“ verdienen, die alle oder doch viele der bisher nicht von selbst „geheilten“ Fälle zu „heilen“ vermag. Meine Skepsis soll übrigens nur zu gewissenhafter Prüfung unserer wissenschaftlichen und praktischen Arbeit anregen. Die gütige Mutter Natur, die bisher so viele Tuberkulöse ohne unser Zutun, ja sogar oft gegen unser bestes Können und Wissen gesunden ließ, wird auch in Zukunft unsere Kunst und Wissenschaft und unsere humanen Bemühungen, so dürfen wir hoffen, unterstützen und uns immer mehr belehren, wie wir es besser, sicherer, scheuklappenloser machen sollen, um auch dieser Seuche Herr zu werden. Bis dahin müssen wir uns mit dem Ruf bescheiden: Nehmt die Menschen aus den unwürdigen Ställen, in denen sie hausen, oft hausen müssen, führt sie in die freie Luft, nährt sie anständig und vernünftig, lehrt sie athmen und sich bewegen, statt daß sie, zusammengepfercht, in Stieluft vegetiren, den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage machen, — dann werdet ihr weniger faulfähige Menschen und deshalb auch weniger Tuberkulöse haben.

Ernst Schweminger.

Die Entstehung des Christenthumes*).

In Judenthum kam es zu Beginn unserer Zeitrechnung zur stärksten Spannung zwischen den wirkenden Kräften der Zeit. Die große Mischung und die sich hiergegen sträubende Selbständigkeit erreichten Beide hier ihren Höhepunkt. Zwei Wellen trafen sich von West und Ost und zugleich fand ein Ausbruch von unten statt, so daß das Volk politisch von dem Boden losgerissen wurde und ein Schaumregen alter und neuer Gedanken nach allen Seiten hinspritzte, dessen Folgen in den christlichen und den mohammedanischen Ländern noch heute verspürt werden.

Die Juden hatten mit wunderbarer Fähigkeit fünfzehnhundert Jahre lang den aus Egypten mitgeführten Schatz, den Glauben an den einen unsichtbaren Gott, verteidigt. Aber nach der babylonischen Gefangenschaft wurden sie in steigendem Maße von Babylon und Persien beeinflusst. Die Sternedeutung erhielt zwar keinen weiteren Einlaß als durch die heilige Siebenzahl in die Zeit- und Festtheilung. Aber der Teufelsglaube gewann starke Verbreitung. Im Beginn unserer Zeitrechnung nahm man vom Teufel an, er hätte den Weltenkeller (die Hölle) und die Stube (die Erde) inne, während Gott nur die Decke, die sieben Himmel, übrig hätte. Die Verkündung einer neuen Zeit mußte da die Form annehmen, daß jetzt „das Reich des Himmels nahe“ sei. Der Seufzer des Frommen mußte werden: Wenn doch Gottes Wille auch auf Erden geschehen wollte, so wie er jetzt in den Himmeln geschieht! Zugleich war hiermit unter dem steigenden äußeren Druck die Zukunftshoffnung des Volkes lebendiger geworden. Politisch-religiös formte sie sich als Glaube an das Kommen des Messias, der das Himmelreich auf Erden bringen und dem auserwählten Volk des Herrn den Sieg verschaffen würde. Persönlich nahm sie die Form des Glaubens an ein anderes Leben nach diesem an, in dem oben in den Himmeln oder unten in der Hölle die Vergeltung für das Leben auf der Erde erfolgen sollte.

Nach der Zeit Alexanders des Großen machte sich auch eine Einwirkung von Griechenland aus geltend. Sie kam mehr im Stillen, war aber darum nicht minder bedeutungsvoll. Allmählich verbreitete sich die Kenntniß der griechischen Sprache als Handels-, Verkehrs- und Gelehrtensprache. Wenn wir zu der alten Ueberlieferung Vertrauen fassen dürfen, waren nach dem Tode Jesu von Nazareth seine Schüler, obgleich sie zum großen Theil aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen waren, Alle im Stande, sich in dieser Sprache schriftlich auszudrücken. Das ganze Neue Testament, so wie wir es jetzt kennen, ist jedenfalls griechisch abgefaßt. Und griechischer Gedankengang hatte sich auf verschiedene Weise fest. Rein äußerlich, so scheint es, hat er sich öfters in einem gewissen

*) Abschnitt aus dem nächstens in deutscher Uebersetzung bei W. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Werk des dänischen Historikers Troels Lund „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten“.

neu erworbenen „pli“ zu erkennen gegeben, der das alte jüdische Wesen nur noch mehr oder minder durchscheinen ließ. Einen äußeren Anknüpfungspunkt fand der griechische Gedankengang in dem logischen Sinn des Volkes, der es schwer genug machte, zu unterscheiden, ob es ein Grieche war, der disputirte und eine Sache in scharfgeschuittenen spitzfindigen Ausdrücken zerlegte, oder ob es ein Jude war, der seinem allzu schwerfälligen Ernst durch ein mißsames Eingehen auf Einzelsfälle Lust machte. Eine innere Kehnlichkeit endlich zwischen griechischer und jüdischer Lebensanschauung war in jenen zerstreuten Bestandtheilen des Alten Testaments zu finden, die ägyptische Reminiscenzen sind und neben einer erstaunlichen Lebensfreude ein vertrauensvolles Verwandtschaftsgefühl Gott gegenüber kundgeben.

Während also Wellen von Ost und West über dem alten jüdischen Boden zusammenschlugen, brach aus ihm selbst eine neue und erdentsprossene Macht hervor in Jesus von Nazareth. Mit ihm trieb nicht nur die jüdische Entwicklung eine neue und seltsame Blüthe, sondern Gedanken, die bis dahin in Hellas und Rom gelebt hatten, zeigten sich auf einmal hier in einer reicheren, herzengwärmeren Form. Diese Befruchtung des Genies mit den größten Ideen nicht nur seines Landes, sondern seiner ganzen Zeit ist es, was uns das Verständniß seines Auftretens immer so erschwert. Es bringt etwas zugleich Neues und doch nur Altes in veränderter Form. Hinsichtlich Jesu von Nazareth und anderer größten Geister der Menschheit wird das Verständniß ferner dadurch erschwert, daß er eben so wenig wie Zoroaster, Buddha, Sokrates etwas Schriftliches hinterlassen hat. Man ist darauf angewiesen, sein Bild aus mangelhaften, widerspruchsvollen, gewiß oft mißverständlichen Berichten zu entnehmen. Unter solchen Umständen wird seine Bedeutung am Sichersten durch ein Abwägen der gegebenen äußeren Bedingungen und ein Vergleichen mit dem wichtigsten centralsten Inhalt des Neuen erfasst werden können.

Diese gegebenen äußeren Bedingungen sind nicht damit erschöpft, daß Jesus als Kind in der ersten Kaiserzeit die Lebenslust des jüdischen Volkes und den leichten Zugang zu den Vorlesungen und Erklärungen seiner väterländischen Literatur genoß und nach und nach mit dem Glauben an einen erlösenden Messias erfüllt wurde, der in seinem Land und zu seiner Zeit in Folge des politischen Rückganges allgemein war. Hier muß noch der merkwürdige Zwiespalt aufgeführt werden, der nicht nur in der historischen Entwicklung der Juden und in der jüdischen Literatur bestand, sondern auch stetig erhalten blieb und vielleicht am Tiefsten in der eigenartig verschiedenen Natur des Landes selbst wurzelt. Denn das erste Babylon, von wo diese Semiten ausgegangen waren, und das heitere Egypten, wo sie eine Zeit lang gewohnt hatten, das unbittlich harte Gesetz, das nur Drohungen Jahwes kennt, und diese zerstreuten Stimmen aus einer ganz anderen Welt, wo Alles sehr gut war und Gott nur von dem nach seinem Bilde geschaffenen Menschen geliebt werden wollte: das Alles haufte in den engen Grenzen des Judenlandes und zeigte sich als der scharfe Gegensatz in der doppelten Natur des Landes und in den beiden Denkweisen, die hier gepflegt wurden. Wen Süd auf den unfruchtbaren, steilen Kalkfelsen, wo Jerusalem erbaut war und wo kein Pflanzentwuchs zur Ruhe in seinem Schatten lud, da trocknete der Gedanke zum Gebot ein, da entbrannte der Zwist

zwischen Pharisäern und Sadduzäern; die Sonnenstrahlen strahlten wider als Selbstsucht und Haß, so daß Feuer und Rache selbst in den Eifer des Herrn überging. Wie sollte da der Messias nicht diese Römer mit ihrem Purpur und ihren Säulen in Herodis Palast zermalmen? Wie sollte nicht Zions Tempel wieder zu den Wolken steigen und als ein Blitz alle andere irdische Pracht zerschmettern? Und wie sollte nicht das Gesetz, das Gesetz des Herrn, das man nach jedem seiner Buchstaben erfüllt hatte, als goldene Krone die Auserwählten Gottes schmücken, aber als glühende Kohle, als ein böses Gewissen für ewige Zeit alle übrigen Völker brennen?

Ganz anders gen Nord, in Galiläa. Hier konnte sich nichts an Milde und Liebreiz der Natur vergleichen, besonders an einem Frühlingstag. Da wimmelte es von Feldblumen an jedem Bergeshang, blühende Feden hielten Wacht bei Feigenbäumen und Oliven, bei Wein und Orangen. In der Ferne blinken die Wogen des Genesareth zwischen dustenden Oleandern. Muntere Gajellen und der Ruf des Ruckel am Fuß des Lator, während seine Spitze im Sonnenlicht träumt und der Storch still oben in der tiefen blauen Luft segelt. In solchem Paradies stimmte die Natur selbst zu Freude und Frieden. Die Bevölkerung war wohlhabend, freundlich und hilfsreich, sie hatte nur wenige Bedürfnisse und gering war der Abstand zwischen Arm und Reich. Unter solchen Verhältnissen wurde Gott als barmherzig und gut aufgefaßt. Wenn nicht doch zuweilen Leute, die aus der Stadt kamen, von römischen Wachen und von unheimlichen Teufelsgeichten erzählten, so hätte man hier das Bedürfnis nach einem Messias kaum verstehen können. Denn hier oben war es, als ob der Messias schon gekommen wäre und liebevoll Alles, Menschen, Thiere und Pflanzen, durchhaucht hätte, so daß es volltönend erklang: „Kommet her zu mir Alle, die Ihr beladen seid; hier sollt Ihr Ruhe finden.“

In diesem bisher nur wenig beachteten Theil des Judenlandes wuchs Jesus von Nazareth auf. Erst durch ihn sollte dieser Theil von Palästina eine Bedeutung für die Welt gewinnen. Und leicht verständlich ist es, daß die Eindrücke, die er von Natur und Menschen und dann von den heiligen Schriften seines Vaterlandes empfing, dem von den Verhältnissen gewiesenen Wege folgten. Von Kindheit an, wie die Andern hier oben, an Freundlichkeit und sanften Blick gewöhnt, fühlt er sich durch die strengen Gebote und die Gesetzesauslegung nicht angezogen. Hinter Alledem suchte er das Herz zu finden, von dem diese Gebote ausgegangen waren, um selbst zu verstehen, wie sie sich in Liebe auflösen ließen. Und er ahnte eine Erklärung in den zerstreuten Worten, die vormalig ein ähnlicher Sinn wie sein eigener gefunden hatte, von dem Gotte, der den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat und der in seiner Barmherzigkeit nicht will, daß eines Thieres Blut vergossen werde. Er empfand, wie das Gesetz hinsichtlich in dem wunderbaren Worte: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“ und in dem noch tieferen: „Der Herr, unser Gott, der Herr ist einzig. Und Du sollst den Herrn, Deinen Gott, lieben von Deinem ganzen Herzen, von Deiner ganzen Seele und aus all Deinem Vermögen“.

Und wenn er dann, dieser Eindrücke voll, hinaufstieg in die Einsamkeit, um hierüber zu grübeln, griff die Natur von Neuem ein und legte in seinen Sinn unvermerkt ihr tiefstes Geheimniß nieder. Denn kaum anderswo in der

Welt sieht das Auge eine reiche Mannichfaltigkeit so zart vereint, wie von den Hügelkuppen Galiläas. Nach Nord die Berglandschaft mit lachenden Höhen bis hinauf zu den stillen, schneebedeckten Gipfeln des Hermon. Im Nordost ein Schimmer des Genesareth-Sees; weit im fernem Südosten der Sand der Wüste. Gen Süd die große fruchtbare Ebene Esdralon mit Kornfeldern, so weit das Auge reicht. Nach West das Karmelgebirge, dann die Dänen und endlich das blaue ungeheure Mittelmeer. Ein Rundbild, mächtig und doch so mild bestrickend. Der Gott, der dies Alles geschaffen hatte, mußte auch wollen, daß Alle Brüder sein sollten. War es zufällig, daß Jesus, als es ihm später nicht länger vergönnt war, in Nazareth zu bleiben, zum Aufenthalt gerade Kapernaum auf dem Abhang am See Genesareth wählte, die Stadt, wo sich, nach Josephus, alle Jahreszeiten und alle Formen des Pflanzenwuchses begegneten?

Dies waren die Verhältnisse, unter denen Jesus von Nazareth sich entwickelte, die äußeren Bedingungen dafür, daß er wurde, der er wurde. Das Neue, das er brachte, war in gewissem Verständniß nur alt und wohlbekannt. Es war früher in jenen zerstreuten Worten des Alten Testaments mit der heiteren, warmen Ansicht vom Leben gesagt worden. Es war dann aus anderen Voraussetzungen heraus in anderer Form, aber doch dem Wesen nach gleich, von Epikuräern und Stoikern ausgebrückt worden. Und doch war Das, was Jesus brachte, etwas Neues, nicht nur auf eigenem Grund gewachsen in einem reinen und edlen Sinn, der aus dem Besten in der Natur seines Landes und in dem Geistesleben seines Volkes Nahrung gezogen hatte, sondern etwas wirklich Neues und Geniales, zum ersten Male gedacht und gesagt, von Lebenswerth für späte Geschlechter. Denn das gemeinsame Frühere: alle Menschen sind Brüder, der beste Inhalt eines jeden Einzelnen ist seine Hingabe an Andere, war hier durch die Persönlichkeit zur That entzündet und hatte Lebensmacht erhalten, so daß es jeden Einzelnen mit Gott verband. Jetzt hieß es: Gott ist die Liebe, und wenn wir einander lieben, erfüllen wir seinen Willen und zeigen, daß wir Gottes Kinder sind. Auf dem Wege innerer Erfahrung war Jesus von Nazareth dazu gekommen, in der Liebe die Schwerkraft des Geistes zu finden. Er wurde hierdurch nicht nur der Begründer der tiefsten monotheistischen Lebensdeutung, sondern bestimmte zugleich die Gewichts Einheit, die als Werthmesser für jede beliebige Form des selbstbewußten Daseins die größte Bedeutung hat.

Während dieses Centrale in der Gedankenwelt Jesu sich leicht nachweisen läßt, mehren sich die Schwierigkeiten und damit die Unsicherheit, wenn man versucht, seine persönliche Entwicklung zu erfassen. Der Mangel unmittelbarer Berichte ist hier sehr fühlbar. Die vorhandenen Erzählungen machen allzu oft den Eindruck, als gäben sie hier zu viel und dort zu wenig. Jedes Verständniß von Jesu Entwicklung bleibt darum der Natur der Sache nach immer nur ein Vermuthen.

Alles deutet darauf, daß der Messiasgedanke Jesus von Nazareth den Anstoß gab, ihn auf die Bahn führte, die mit Nothwendigkeit zu seinem Tode führen mußte. Wenn er grübelnd dort oben auf der Bergspitze saß, konnte es sich ihm noch so darstellen, als ob Alles, was er dachte, nur Das wäre, was er aus den Schriften gelernt hatte. Diese Schriften waren das Eigenthum seines Volkes, das Zeugniß seiner Gnade vor Gott. Wie liebte er nicht sein Volk,

sowohl die Gottesstimme in seinen Schriften, als jeden Einzelnen, Brüder und Schwestern, jedes „Schaf aus Israels Haus“ und das Land, das sonnenbeschienen zu seinen Füßen lag. Aber Land, Volk, Schriften sehnten sich innerlich nach der Stunde der Befreiung, nach dem Kommen des Menschensohnes; wie es Daniel nannte, nach der Stunde, da die Macht des „Thieres“ abgelassen sein sollte. Was war das „Thier“? War Das der politische Druck? Den fühlte man hier oben im Freien, wo man nichts vermischte, nur wenig. Kein irdischer Nachhaber war ja auch nur wie eine dieser Lilien des Feldes, die hier wild wuchsen, gekleidet. Nein, das „Thier“ war gewiß des Menschen Unwissenheit und Stumpfheit, das Auge, das sich dem Gehalt der Schriften, dem Willen Gottes gegenüber verschloß. Das Kommen des Messias mußte eine geistige Befreiung sein; was der Menschensohn brachte, mußte die alte und doch neue Lehre davon sein, daß Jeder Gottes Sohn sei. Verlichtestes Volk, eine solche Botschaft seinem Volk zu bringen!

Warum funkelten denn Aller Blicke, wenn Jesus einmal in der Synagoge den verlesenen Text deutete? Warum brannte es in ihm, wehte es um seine Wangen wie unsichtbarer Schlag von Engelsflügeln, wenn er von Dem sprach, woran er oft gedacht hatte: von Gottes Liebe, die auf Alle scheint, und von der Nächstenliebe in allen ihren Schattirungen als Barmherzigkeit, Milde, Sanftmuth, Langmuth. War er vielleicht selbst der Messias? Vermessener Gedanke, — doch einmal erweckt, zündete er, erlösch nur scheinbar und entbrannte aufs Neue.

Im Judenland, wo Jeder als Lehrer und Ausleger des Gesetzes auftreten durfte, war der Schritt von hier bis zum Sendling Gottes, zum Propheten, zum Messias aus halb unmerklichen kleinen Uebergängen zusammengesetzt. Jesus that den Schritt. Als er nach Judäa gereist war, um Johannes den Täufer aufzusuchen, erkannte ihn Johannes an und er begann von nun an in seiner Heimath, der Gegend um Nazareth, öffentlich zu wirken. Der Inhalt seiner Predigt war die Verkündung seines Liebesgottes, des neuen und doch alten Mittels gegen alles Böse. Die Verkündung nannte er selbst „die frohe Botschaft“ (Evangelium). Der Ausruf war wie der Johannes des Täufers: „Das Reich des Himmels, das Reich Gottes ist nah.“

Das war seine Entfaltungzeit, der morgenfrische Anfang. Nichts drückte noch, sein Beruf war ihm eine Freude. Wenn er in begeistertem Glauben vom Gesetz der Liebe redete und heilend die Hand auf die Kranken legte, dann waren sein Wort und sein Thun die Erfüllung einer und der selben Sache. Die junge Kraft verwandelte Wasser in Wein. Auch Widerstand vermochte sie nicht zu hemmen. Als man sich in Nazareth, wo Jedermann ja ihn, den Zimmermannssohn, und seine ganze Alltagsumgebung kannte, zuletzt über das Mißverhältniß ärgerte und ihm widerstrebte, zog er nordwärts und begann von Kapernaum, „seiner eigenen Stadt“, aus eine neue und reichere Wirksamkeit.

Hier, wo der fruchtbare, von Quellen getränkte Erdboden und die einträgliche Fischerei auf dem Genezarethsee, mit dem Städtekranz an den lachenden Ufern, eine zahlreiche, gleichmäßig wohlhabende und lebhafteste Bevölkerung geschaffen hatten, hier war die rechte Empfänglichkeit für ihn und seine Lehre. Unter diesen braven Fischern gewann er treue, innerlich ergebene Anhänger: die Brüder Simon und Andreas, die Brüder Jakob und Johannes und ihre Eltern Zebedäus und Salome. In beiden Häusern war Jesus ein häufiger und willkommener

Gast. Nicht nur die Kinder, sondern auch Salome begleiteten ihn bis zu seinem Tode. Nach und nach vergrößerte sich diese Schaar durch Männer und Weiber, die Alles verließen, um ihm zu folgen; die Wohlhabenden sorgten für den gemeinsamen Unterhalt, Alle: „Arme im Geist“, „nach Gerechtigkeit Dürstende“, „zuerst das Reich Gottes Suchende“. Mit unvergleichlicher Hoheit stand Jesus im Mittelpunkt dieser Gesellschaft; seine milde, herzzgewinnende Reinheit legte den Schleier der Unschuld über Verhältnisse, die vielleicht sonst hätten anstößig erscheinen können; sein begeistertester Glaube gab Allen stetig neue Stärke. Und wärmer und tiefer klangen die Worte auf dem Berge sowohl als aus dem Boot; aus einem uner schöpflischen Born brach diese Bildersprache hervor, die zugleich wunderbar ausleuchtete und sich einbrannte; unaufhaltsam strömte die heilende Kraft von seiner Hand auf die Kranken. Das war die Zeit der Blüthe. Sein Thun trieb bereits neue Schöflinge, als seine Apostel ausgesendet wurden, um in weiteren Kreisen die frohe Botschaft zu verkünden: „Das Reich des Himmels ist nah“. Lauter zuverlässige Galiläer, bis auf den Einen aus dem Lande seines bösen Schicksals, aus Judäa: Judas Ischariot. Geldkundig, wurde er später Kassenmeister; aber er betrog zuerst die Kasse, dann den Meister.

Der Tag war lang, die Mittagshitze begann schon zu brennen. Man konnte Ruhe brauchen. Aber es gab keine Ruhe. Beständig neue Schaaren, der Schlagshatten seines Rufes. Neugierige, die wohl Worte begehrten, aber zuerst und zumeist Thaten. Unverständige und Undankbare, die im besten Falle um des eigenen Vortheiles willen ihn zum Herrscher küren wollten. Offensbare Widersacher, die ihm sein Glück neideten und auf seinen Fall lauerten. Jesus begann die Schwere seines Berufes zu fühlen, zu fassen, wie verschieden es war, die frohe Botschaft zu bringen und sie erfüllt zu sehen; er begann den Abstand zu ahnen zwischen der Stunde, da der „Menschensohn“ erschien, und der, da der „Knecht“ ihm „Reich, Macht und Ehre“ geben ließ. Ob sich nicht zuerst des Jesaias Wort erfüllen sollte von dem „Menschen des Schmerzes“, der aussah wie geschlagen, von Gott getroffen und gebemüthigt? Ruhte nicht der Messias ein leidender Messias sein?

Und die Leiden wuchsen. Nicht nur solche, die sich durch Mitleid, Geduld, Sanftmuth überwinden ließen. Nein, auch solche, die tief eindringen und Theile seines eigenen Ich angriffen. Er liebte sein Volk und war gekommen, die Gnadenbotschaft von Gott zu bringen. Er war ja „nur zu den verlorenen Schafen aus Israels Haus gesandt“. Aber was er lehrte, untergrub gerade die Sonderstellung dieses auserwählten Volkes. Die Vorschriften des mosaischen Gesetzes, das Opfer, der Sabbath, die Priesterschaft, der Tempel, was blieb von Alledem zurück, wenn das Gebot der Liebe wirklich durchgeführt wurde und der Vater weder auf Garizim noch in Jerusalem, sondern in Geist und Wahrheit angebetet werden sollte? Indem er sein Volk umarmte, beraubte er es. Konnte er es unterlassen? Nein! Die Lehre von der großen Liebe — Gottes zu den Menschen, aller Menschen zu einander und zu Gott — mußte mit Nothwendigkeit das Judenthum sprengen. Nach einem höheren Gesetz wurde er so ein Abtrünniger, ein Verräther an seinem eigenen Volk.

Der fürchterliche Konflikt, in den Jesus eingetreten war, offenbarte sich, als er zum letzten Passahfest in Jerusalem eintraf. Stadt, Tempel, Schrift,

Volk klagten ihn an. Die Schriftgelehrten waren die natürlichen Wortführer des Volkes, sie durchschaute die Folgen seines Handelns und forderten sein Blut. Vergebens reinigte Jesus den Tempel. Vom jüdischen Gesichtspunkt aus hätte der Tempel von ihm gereinigt werden müssen. Nur eine Sühne gab es: sein Todesurtheil und seinen Tod. Aber konnte, durfte Jesus weichen? Nein. Seine Lehre war ja von Gott. Aber dann mußte der Widerstand gegen sie von Gottes Widersachern, dem Teufel, dem Bösen, dem Fürsten dieser Welt sein. Darum keine Schonung! Wie Blitze sollten die Worte treffen, verurtheilend, zermalmend, so wie sie beim letzten gewaltsamen Zusammenstoß in Jerusalem lauteten: „Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Ihr Heuchler! Ihr schließet das Himmelreich vor den Menschen, denn Ihr selbst gehet nicht hinein, und Denen, die hineinwollen, wehret Ihr es. Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, Ihr Heuchler, die Ihr fresset der Wittwen Häuser und vorgebt, lange Gebete zu beten. Darum sollt Ihr desto härtere Verdammniß empfangen. Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Ihr Heuchler! Zu Wasser und zu Lande ziehet Ihr umher, um einen einzigen Anhänger zu gewinnen; und wenn er es geworden, macht Ihr ihn zu einem Kinde der Hölle, doppelt so sehr, als Ihr es selbst seid. Ihr Schlangen, Ihr Otterngesächt! Wie könntet ihr entfliehen der Verdammniß der Hölle? Darum, wenn der Menschensohn kommt in seiner Herrlichkeit, wird er zu den Böcken zu seiner Linken jagen: „Macht Euch fort von mir, Ihr Verfluchten, hin zu dem ewigen Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!“

So fielen die Worte hart, scharf, verdammend, während die heiße Erde Jerusalems unter den Füßen brannte. Aber als Jesus in der Abendkühle hinauswanderte zu den Freunden in Bethania, diesem kleinen, gesegneten Fleck, wo Natur und Sinn gleichsam Botschaft von Galilda brachten, da flüsterte wehmüthig still die Erinnerung und Worte aus früheren Zeiten ertönten, als ob sie weinten: „Richtet nicht, damit Ihr nicht selbst gerichtet werdet. Liebet Eure Feinde! Thut wohl Denen, die Euch hassen; segnet, die Euch fluchen, auf daß Ihr Kinder werdet Eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Werdet darum vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Und tiefer beugte sich Jesus, er hatte das Wort vom „Menschen des Schmerzes“ in seiner ganzen Schwere verstanden. Ja: „geschlagen, von Gott getroffen, gedemüthigt“. Ach, wie schwach ist doch jeder Mensch, selbst wenn er sich mit dem Ehrentitel „Menschensohn“ nennt! „Keiner ist gut außer dem Einen, Gott.“

Eins stand noch aus. Der Gerechtigkeit mußte Genüge geschehen, der irdischen, der himmlischen. Nach den Gesetzen seines Landes zum Tode verurtheilt, sollte er nach des Jesaias Wort „für unsere Uebertretung verwundet, für unsere Missethaten zerschlagen werden. Strafe soll ihn treffen, damit wir Frieden genießen.“ Wie mußte nicht Jesu, der seine Kreuzigung voraus sah, dieser Abschluß als leuchtender Punkt, zugleich winkend und schreckend vor Augen stehen! Hinter diesem Unentzinnbaren war die Befreiung. Aber es galt, in all diesem körperlichen Schmerz die Worte zu erfüllen: „Er litt, aber er that seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Schaf, das stumm ist zu Dem, der es schert.“ Er war vorbereitet, wenn er auch im Gebete lebte:

„Mein Vater, ist es möglich, gehe dieser Kelch an mir vorüber! Doch nicht, wie ich will, sondern, wie Du willst!“ Aber als Alles sich gegen ihn zusammenthat, körperliche Martern, der Abfall Aller, die Einsicht, daß das Werk verloren sei, da leerte er den bittersten Kelch des Leidens im Schmerz über Gott, — daß der Gott der Liebe, der durch ein einziges Wort seinen Willen hätte vollbringen können, dies Alles zulassen konnte. „Mein Gott, mein Gott! Warum hast Du mich verlassen?“

Jesus von Nazareth fiel als Opfer des Gegensatzes in der doppelten Natur seines Landes, in dem doppelten Ursprung seines Volkes, in dem doppelten Gedankengang seiner heiligen Schriften. Aber sein Martyrium hat weitere Bedeutung. Indem er die innerlichste Antwort des Alterthumes auf die Frage gab, was der Mensch sei, rührte er an dem tiefsten Leid menschlicher Begrenztheit und wurde davon getroffen. Er wurde ein Märtyrer der Menschheit. Denn er begnügte sich nicht damit, die frohe Lehre der Liebe zu verkünden, er suchte sie in seinem eigenen Leben voll auszudrücken. Aber auf diesem Wege erfuhr er, daß die vollkommene Liebe sich nicht in menschliche Verhältnisse einfügen läßt. Sie wärmt und leuchtet nicht nur zum Leben, sondern sie brennt auch zu Tode. In menschlichen Ketten brennt sie sich in Schmerzen aus, in Schmerz über Andere, in Schmerz über sich selbst in Schmerz über Gott.

Kopenhagen.

Professor Troels Lund.



Im Morgenlicht.

Wolkenloses Morgenlicht,
 Athmend Dich im Kühlen,
 Mächtig aus der Seele bricht
 Alles Jugendfühlen!

Ja, ich bin noch, der ich war
 Einst zu jenen Tagen,
 Da sich machte offenbar
 Mir des Herzens Schlagen.

Trotz den Jahren blieb ich doch,
 Der ich ward geboren:
 Was ich liebte, lieb ich noch,
 Nichts ging mir verloren.

München.

Martin Greif.



Die Skandinaven in der deutschen Literatur.

Wer zu Scherzen aufgelegt ist, könnte den Eisenbahnzug angeben, mit dem jeder Skandinave in die deutsche Literatur einfuhr, von Björnsterne Björnson an, der vor mehr als dreißig Jahren das selbe Coupé bestieg, in dem bereits Auerbach mit seinen Dorfgeschichten saß, bis auf Ola Hansson, der von dem Aussichtswagen der Alpenbahn heute den schwärmerischen Blick über die Länder sendet, dann und wann absteigt und von einsamer Bergeshöhe den leisen Tönen lauscht, die den Strom der Kulturgeschichte begleiten. Die Stimmung wenigstens zu solch spielerischer Lust könnte man nicht ungerechtfertigt finden; so centnerschwere, abgründernste und hochwissenschaftliche Betrachtungen hat die vorjährige Ibsenfeier einem dankbaren Publikum vorgetwölzt, als sähe der große Magus selbst in der Diogenestonne und die bösen Buben von Korinth lägen „plattgewalzt, wie Kuchen sind“ vor uns. Selten kommt es zur Sprache, daß irgend Etwas in unserer eigenen Literatur nicht ganz richtig sein muß, und nirgends hat man bisher sagen hören, daß wir entweder aus den Niederungen einer minderwerthigen Kunstübung zu Ibsen aufgestiegen oder aus höheren Lagen auf Ibsen herabgekommen sind. Der freundlichen Komik aber, die aus dieser Alternative dem Beobachter entgegenlacht, hat man sich fast ganz und gar verschlossen. Doch macht sich ein Umschwung bemerklich. Wenn der Ueberschätzung, die ja mit Nichtschätzung gleichbedeutend ist, eine Würdigung, die die Kirche beim Dorfe läßt, folgen würde, so wäre damit vor Allem auch dem Gefeierten — so groß ist er, daß er ein Uebermaß des Lobes mehr verachtet als eins des Tadels — gedient und seinen Landsleuten von der Feder, die Alle mehr oder weniger mit seinen literarischen Geschicken verflochten sind. Die Betrachtung, wie solche Ueberschätzung überhaupt entstehen konnte, dürfte jedoch auch für uns von Werth sein und zur Selbsterkenntniß beitragen. Wenn nämlich ihre Schriftsteller die gemeinsamen Vorzüge, die uns mit den nordgermanischen Völkerstämmen verbinden, deutlicher empfinden ließen und daraus ihre Hauptwirkung zogen, so belehren sie uns doch auch über unsere Mängel und zeigen uns in diesen, wenn nicht den stärksten, doch den zartesten Beweggrund unserer Bewunderung.

Alle Wortführer einer neuen literarischen Strömung verkünden ihren Zuhörern: „Was Euch von dem Lande Eurer Sehnsucht trennt, dem Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ist nichts als eine spanische Wand von eingebildeten Hindernissen. Wir ziehen sie weg und Ihr braucht nur noch den Kreidestrich da, der Euren Blick fest gebannt hält, zu überschreiten“. Damit dann der Prophet Zulauf finde, genügt es, daß jeder Knabe glaubt, eine Eisenbahnfahrkarte mache ihn zum Genossen des edelsten und tapfersten letzten Mohikaners, obgleich er am Ende sich doch entschließt, zu Hause zu bleiben.

Bildung, Humanität, Kunst, heidnische Götterheiterkeit, sagten die Klassiker, viel Gefühl und Kunst nicht ohne etwas Christenthum, sagten die Romantiker, Wissenschaft und Technik, sagen die Neueren, sind die Kräfte, die in dem Gelobten Lande der gegenwärtigen Mähfal ein Ende machen.

Nirgends fand die neue Zauberformel von Wissenschaft und Technik solchen Glauben wie in der germanischen Welt; und in dieser wieder nirgends so sehr wie im Norden. Nirgends war aber auch der Boden so vorbereitet. Eine Jahrhunderte lange Entwicklung hatte das Individuum allmählich fast ganz aus seinem Zusammenhang heraus präparirt und auf sich gestellt, und als dann die Zeit reif war, da schien es, als stände ein Jeder nun nackt, mit zitternden Nerven, meilenweit entfernt von dem Nachbarn, auf sein schmales Piedestal gebannt. Und nun lenkten sich Aller Blicke auf die Oekonomie der organischen Natur. Was man in Thier- und Pflanzenwelt sah und zu sehen glaubte, wurde der siebernden Phantasie und dem steuerlosen Verstande zum ewigen Naturgesetz auch für Gestalt und Inhalt des menschlichen Daseins. Dabei suchte man mit dem Mikroskop, was einen Kometenjäger erfordert hätte, und der Blick verlor alle Tragkraft und Tragweite und Sicherheit der Orientirung. So rückte man den Dingen mit dem ganzen Leib nah, so nah, daß man sich bald selbst nicht mehr recht von ihnen unterscheiden konnte. Wo man einen Kranken in seinem Bett, ein Elend in einem Winkel, einen Schmutz in einer Gasse sah: gleich fühlte man sich selbst und die ganze Menschheit drinliegen; und wenn die Kage eine Maus fraß, riefen Dütendreher und Philosophieprofessor aus einem Runde: „Mein Schicksal, Menschenloos, Weltordnung.“ Der sozialistische Wander- und Dauerredner oder auch Dauer-schreiber pflegte hier gewöhnlich einen Wig zu machen und sagte: Weltunordnung! Ein paar überaus dürrtige Schlagwörter, deren man sich heute bereits anfängt, bitter zu schämen, schnürten das ganze Volk der Dichter und Denker zu einem wimmernden Bündel zusammen, dem es wissenschaftlich festgestellt war, daß die Welt und das Leben eine Hölle seien, in der Alles wie Ungeziefer auf einander sitzt und doch vor Frost vergehen möchte. Die Körper schienen sich völlig aussichtslos in einander verfilzt zu haben. Da sollte der Uebermensch helfen. Aber das Problem lag gar nicht in der drangvollen Enge und Nähe der Leiber, sondern in der Vereinsamung der Seelen. Darum konnte es damit nicht gelöst werden, daß ein Jeder seinen Körper auf einen anderen Berggipfel trug, sondern die geistige Gemeinschaft mußte wieder gefunden werden. Hierfür freilich konnte das freundliche Mittelchen des Uebermenschen: „Ich bin groß und Du bist klein“ wenig helfen; und da blieb ihm nur das Verdienst, durch seinen Erfolg die geistige Verfassung seiner Gläubigen als das Schlußbild einer einheitlichen Entwicklung, als den letzten und vollendetsten Ausdruck der Weltanschauung, deren Keime die Reformation gelegt hatte, ins Licht gestellt zu haben.

Ein etwas verwischter, undeutlicher Pantheismus als Bekenntniß, ein verzweifelter Pessimismus als Lebensregel, ein augenmörderischer Naturalismus als Kunstsprache: Das wurden die Grundlagen der neuen Literatur. Die „Wahrheit“ hatte wieder einmal die Toilette gewechselt und führte männiglich em Narrenseile, — mit altem, nie versagendem Erfolge, für den gerade in den skandinavischen Ländern die Vorbedingungen sich in unvergleichlicher Vollständigkeit und Fruchtbarkeit zusammensanden. Was dann hier aus jener Stimmung an Werken der Literatur hervorging, übertraf die gleichartigen Hervorbringungen der übrigen germanischen Welt in der Regel eben so an eindringlicher Kraft wie an blendender Erscheinung.

Skandinavien war, Rußland ausgenommen, von allen Ländern Europas am Meisten ein Bauernland geblieben, ein Bauernland mit solch enormen Abständen der einzelnen Wirthschaften und Familien, wie sie südliche Erfahrung kaum sich vorzustellen vermag. Bauernwesen ist dort nicht nur überhaupt stärker, es schlägt auch stärker und allgemeiner durch alle Schichten der Gesellschaft durch als irgendwo sonst und die großen, unwirthlichen Zwischenräume und die Härte der Natur erhielten dem Bauern Scandinaviens mehr von den Höhleneigenschaften und dem Höhlenleben als irgend einem anderen. Da mußten freilich die Herzen kräftig schlagen, wenn sie die weiten Räume überwinden sollten; die Arme werden stark und die Sinne scharf und die unerbittliche Grausamkeit der Natur fällt so unwiderstehlich in die Seelen, daß eine jede ein Wenig davon widerspiegelt. Die zahllosen Schreckgestalten, unter denen die übergewaltige Gegnerin auf das nackte Menschenwesen eindringt, entzündeten eine loderbende Phantasie; und der Sieg der Kleinen, das Gefühl, sich behaupten zu können, erweckten schäumende Lust der Gestaltung. Wenn in endlosen Novemberrächten nur spärliche Berichte von der übrigen Menschenwelt und Natur zu der eingeschlossenen Familie bringen, so fallen sie in seltsam erregte Gemüther voll gespannter Erwartung und zitternder Unsicherheit; es ist, wie wenn eine Lücke im Erleben den Zusammenhang mit dem Leben überhaupt bedrohte. Ahnungen, Vermuthungen, Deutungen, Annahmen und Voraussetzungen, durchsetzt von den kurzen Schwingungen des engen, gemeinsamen Raumes, geben dann die verwaschenen Farben für das Bild des Daseins, in dem ein Jeder seine Furcht und seine Hoffnung anders verzerrt und entstellt, übertrieben und verkleinert sieht, so daß der Anblick zwischen die Einzelnen feilsche Räume und Weiten legt, im merkwürdigsten Gegensatz zur Nähe der Körper. Mit nirgends gesehener Kraft hält das Haus körperlich Alles, was zu ihm gehört, fest und nirgends leben die Menschen mit den Gegenständen des Hauses und der Wirthschaft ein solches Gemeinschaftsleben, in dem Eins mit dem Anderen die Seele auszutauschen scheint. Möbel und Geräthe gewinnen Leben und die Menschen nehmen Etwas

von der Leblosigkeit der Dinge an in unlösbarer Verkettung. Wenn einmal ein Mädchen seinem Herzen und ein Jüngling seinem Kopfe folgt, so ist es, „als ob eine geistliche Kriesenfaust einen Balken aus dem Dach rufe,“ als müßte man dem Hause noch nach hundert Jahren die Wunde ansehen. Der grandiose Wechsel, einmal in der größten Enge und Nähe, dann in der größten Weite zu leben, ja gewissermaßen zugleich das Leben der Enge und der Weite zu führen, bringt jenen Zwiespalt in den einzelnen Herzen hervor, der, tief genug erfahrt, Sinn und Seele der ganzen skandinavischen Literatur eigentlich erst dem Verständniß erschließt. Muß in dem Leben in der Weite, in den unendlichen Wüsten des Hochlandes und des Meeres, jedes Richtzeichen in der Natur und von Menschenhand und Menschenmund vor Allem untrüglich und unbedingt wahr sein, damit das Menschenleben nicht in der grenzenlosen Oede und in dem fürchterlichen Kampf der Elemente verwirrt und verlassen verschmachtet, so macht die Enge das gegenseitige Ausweichen, die Andeutungen und Anspielungen, die Vorbehalte und Scheingaben, die Lebenslüge, wie Ibsen es nennt, in einem Maße unentbehrlich wie nirgends sonst. Als ein Angehöriger und Bewohner zweier Welten, so verschieden wie Tag und Nacht, muß der Mensch sein ganzes Wesen umkehren, wenn er über seine Schwelle geht, ob die Schwelle nun die seines Hauses oder Dorfes oder seiner Stadt oder seines Landes sei. Ein unstillbares und unermüdeliches Streben, alle Dinge des Außen mit der höchsten Klarheit und Deutlichkeit zu sehen, zu erfassen und wiederzugeben, ein unstillbarer Wahrheitsdurst, eine unbezwingliche Sehnsucht nach festen, zuverlässigen Anhaltspunkten und nach untrüglichen Merkzeichen am Himmel und auf der Erde verbindet sich mit einem tiefen Mißtrauen gegen die Seelenkräfte des inneren Lebens und das Suchen in der eigenen Brust wird eben so selten und peinlich, wie das Forschen an dem Hausgenossen häufig die Quelle eines nicht ganz einwandfreien Vergnügens wird. Zwei Arten von Geislern scheiden sich dann aus dem gemeinsamen Ursprung.

Die einen, die furchtsameren, weicheren, lieben mehr die Dämmerung des Innen: sie bleiben geistig im Hause und am Hause; und was sie von dem Außen berichten, Das haben sie vom Hörensagen, aus Ahnungen und Träumen, aus der Phantasie und dem geheimnißvollen inneren Zusammenleben mit Natur und Welt, wie es seherischen, knospenden Menschen eigen ist. Diese bilden die weit überwiegende Mehrzahl unter allen den zahlreichen Dichtern und Schriftstellern des neueren Scandinaviens. Sinn und Inhalt ihrer Kunst ist Lyrik. Junge Leute, geben sie mit ihrem ersten Werke meist ihr Bestes und oft ihr Letztes, nicht aus Schwäche, sondern nach dem einfachen Naturgesetz, daß der Lyriker nicht alt wird und daß, um über ihn hinaus zu wachsen eben eine Reimkraft nöthig ist, die nur in Wenigen gefunden wird. Welt-

Schmerz und Liebeschmerz sind der ausschließliche Inhalt ihrer Thaten, so schwarze Mäntel abgründigen Tiefsinnes sie auch häufig um die jugendlich edigen Glieder werfen. In Haus und Heimath erschöpfen sich ihnen die Quellen des Schaffens und Werdens wie keiner Künstlergemeinde der übrigen Welt, und wenn sie nach Rom und Athen gehen, so bringen sie nichts zurück und lassen nichts dort. Ungerührt und oft verwundert, ziehen sie sich vorzeitig in die Einsamkeit zurück, nicht, um zu verzichten, sondern, um zu flüchten, — und nicht in die Einsamkeit der Belehrtten, sondern in die der Schmolldenden. Der unwiderstehliche Drang zum Erleben, zur Berührung mit der Welt, einer möglichst großen und mannichfachen Welt, der vom empfindsamen Jüngling zu dem im Schaffen und Leiden lernenden Mann hinüberleitet, fehlt ihnen, und wenn Einer sein Herz ausgeschüttet hat, weiß er oft nichts Weiteres mehr zu sagen und will nichts Weiteres mehr erleben. Nur recht Wenige erwecken dem Beschauer die Zuversicht, daß sie einst dem duftigen Blüthenregen, an dem die gemeinsame Jahreszeit mehr Antheil zu haben scheint als die einzelne Kraft, einen schweren Herbst werden folgen lassen, daß sie aus dem Garten der Gefühle, in dem Alles Geschenk des Himmels und der Erde ist, ins weite Feld der Thaten und Gedanken hinauszuweichen werden, wo Standhaftigkeit und Wurzeltrieb Alles entscheiden. Das aber, was sie zu sagen haben, Das sagen sie häufig so vollkommen, daß die Dinge und Erlebnisse und Empfindungen selbst Ton und Stimme und Ausdruck angenommen zu haben scheinen. Ungebrochene Innigkeit, entzündende Hartheit und echte Schamhaftigkeit, trotz gelegentlichem Auklugsein und gemachtem Kränkeln, lebendigste Jugend, trotz aller Pose ergebener, zukunftsloser Ueberreife, durchdringen den Vortrag und die Formen ihrer Gestaltung. Ein unvergleichliches Naturgefühl, mit dem sie den Leser in die endlos fließende Abwechslung der Farbeneffekte und die ergreifende Größe der Bilder ihrer Landschaft zu versetzen wissen, vereinigt sich mit einer schier unwahrscheinlichen Weiserthätigkeit in der Handhabung der Ausdrucksmittel. Wieje blendeude Weiserthätigkeit enthüllt sich bei näherem Zusehen theils als Folge jugendlicher Empfänglichkeit überhaupt, theils als Folge einer besonders gerichteten und eingeschränkten Ueberempfindlichkeit, die dem gesteigerten nordischen Einsamkeit- und Innenleben entspringt. Einer oft sehr begrenzten seelischen Belehrbarkeit steht eine nahezu unbegrenzte technische Gelehrigkeit gegenüber. Alle Tausende paganinischer Fingerfertigkeit, wie sie heute J. P. Jacobsen erfindet, sind morgen Gemeingut der ganzen Künstlergilde und Ton und Farbe und Stimmung aller Literaturen aller Zeiten und aller Völker stehen ihnen zu Gebote wie die glatten Tasten eines Pianinos. Das aber ist nur möglich, weil sie im Grunde Alle vorwiegend mit dem Auge und fürs Auge, und zwar mit der Farbe auf Stimmung arbeiten. Das entbindet von der größeren

und gereifteren Kraft der Zeichnung und erspart dem Genießenden die Mitarbeit, das Nachprüfen, das Urtheil. Damit aber diese Arbeit nicht nur dem Willigen abgenommen, sondern auch dem Selbständigen erschwert werde, muß die Stimmung aufs Höchste gesteigert und alle Lust zum eigenen Denken im Leser ertränkt werden; sie wächst ihrem Erzeuger über den Kopf und wird Selbstzweck. Diese Kunstübung erhält so eine gewisse Einförmigkeit, die Eintönigkeit der Zigeunermusik, die einen allzu großen Theil ihrer Wirkung der Technik und Exotik verdankt.

Aus der Natur der Dinge umschlingt Alle ein gemeinsamer Zug der Konventionalität und erwächst das Bild einer Schule, — ohne Schüler und ohne Meister oder von lauter Schülern und lauter Meistern, einer ewigen Schule.

Nur Wenige verlassen ihre Schwelle. Es sind die überall seltenen Naturen, in denen der Wahrheitsdrang des weiten Aufstiegs den Sieg davon trägt. Sie werden Idealpolitiker wie Björnsterne Björnson oder Lebensphilosophen wie Ibsen oder Kulturforscher wie Ola Hansson. Eine unwiderstehliche Gewalt reißt sie hinaus in die Weiten der geistigen Welt und treibt sie, zuverlässige Himmelszeichen zu suchen und untrügliche Richtpfähle in den Grund der Erde zu schlagen. Es sind die Leute, die, der Enge des Innern entronnen, wagen dürfen, die unbedeckte Brust breit dem vollen, ungebrochenen Strahl der Wahrheit zu bieten, und die aus ihrer bedingungslosen Hingabe Beruf und Kraft zur Führerrolle schöpfen. Björnsons Einfluß auf die deutsche Literatur ist nicht groß gewesen. Man kann ihn in der Hauptsache mit dem schönen, nicht tief reichenden Erfolge seiner Bauerngeschichten als beschloffen ansehen. „Das Hallifement“ ging wohl, hier häufiger, dort seltener, über die Bretter, aber mehr als ibsenscher Trabant denn als Himmelskörper mit eigenem Licht und eigener Bahn. „Ueber unsere Kraft“ hat in Deutschland keine Wirkung gehabt. Die Leistung, die ihn unter die Führer einreihet, gehört seiner Heimath an.

Anders Ibsen. Er hat Weltarbeit gethan und der Forderung, mit ihr sich abzufinden, kann sich Keiner entziehen, der an unserer Kultur Antheil hat, am Wenigsten der Deutsche. Dabei scheidet jedoch der lyrisch-poetische romantische Ibsen, der seine Thätigkeit mit „Brand“ beschließt, aus. Und für die Schätzung seines übrigen Werkes und die Beurtheilung seiner Wirkung müssen wir das Eine fest und unverrückt im Auge behalten: dieser Theil seines Werkes hat mit Kunst und Poesie schlechterdings nichts zu schaffen. Gewiß, das Kunstwerk ist ein außerordentlicher Fall der Natur. Aber er hat nicht die Absicht, zu beweisen, sondern nur die Wirkung. Daß jedes ibsensche Drama die Absicht hat, den Beweis bald so, bald so zu liefern, verringert eben unausbleiblich die Wirkung. Wenn der Vorhang aufgeht, steht ein leeres Faß auf der Bühne. Nun fällt der Autor vor den Augen der Zuschauer

mit heißem Bemühen Kanne um Kanne hinein, klopft zum Schluß mit dem Finger an das Gefäß und blinzelt ins Parterre: Höret, wie voll! Shakespeare schlägt den Zapfen ein und das erfreuliche Raß schäumt sichtbar in die Krüge. Der Beweis, daß das Faß voll war, und die Ansprache an das Publikum bleiben ihm erspart. Mit dem Anspruch auf einen Kunstgenuß dürfen wir daher überhaupt nicht an das Ibsenstück herantreten. Die Form des Dramas liegt nicht als unweigerliche, aus dem Organismus als einzig möglicher Ausdruck geborene Forderung in seinen Stoffen; sie entspringt der Willkür, — wenn auch einer auf große Dinge gerichteten Willkür. Sein Werk verlangt, daß wir ihm gegenüber uns die Frage vorlegen, was es will, nicht die, was es ist. Er will wie der Denker verstanden, nicht wie der Dichter genossen sein. Wir müssen also seinen Scharfsinn und nicht seine Gestaltungskraft messen und untersuchen, ob er unsere Einsicht, nicht, ob er unser Vergnügen erhöht hat. Den unleugbaren Widerspruch, den diese Forderung mit der künstlerischen Einleidung bildet, müssen wir übersehen und ertragen, da eine peinliche Belehrung zu erfahren, wo wir einen Genuß erwarteten. Warum er die künstlerische Form gewählt hat, ist seine Sache und nicht zu diskutieren. Worauf es ankommt, ist die Frage, ob er uns wirklich belehrt hat. Diese Frage muß bejaht werden. Er hat uns Einsichten in den Bau der modernen Gesellschaft eröffnet wie kein Dichter vor ihm. Und was diese Belehrung zum Verdienst erhebt: er hat sie unter dem Opfer der eigenen Persönlichkeit gegeben. Denn vor solche Erkenntniß, vor solche Naturtreue und Wahrheit ist als Bedingung der Verzicht auf eigenes Rückwärts- und Vorwärtsschauen, das Opfer des eigenen Ichs gesetzt; und da es von ihm gebracht ward, wird die Größe des Denkers, wie jede wirkliche, zu einer moralischen, zu einer allgemein gültigen, so sehr sie individuell zu sein scheinen mag. Gegenüber dieser Größe kommt es dann gar nicht in Betracht, daß die Stücke auf den unhaltbarsten Voraussetzungen beruhen, daß der engste Geist einer zweifelhaften Wissenschaftlichkeit mit Vererbung, Kampfsundsachein-, Entartungs-, Uebervölkerungs- und Zuchtwahl-Phantomen darin umgeht, daß der Blick freiwillig sich auf ein mikroskopisches Sehfeld einschränkt und daß die gewonnenen Wahrheiten, mit Riesengewalt aus allem Zusammenhang gerissen, neben ihren doch auch athmenden Schwestern als verhältnißlose Ungestalten dastehen. Denn trotz Alledem hat auch er fruchtbare Strecken Ackerlandes dem Sumpf und dem Meere abgerungen, also die einzige Leistung vollbracht, von der mit Recht gesagt ist, daß ihre Spur in Aeonen nicht untergeht.

Er hat die Forderung einer ganzen Zeit erfüllt, als er uns zeigte, wie wenig wir uns in unserer eigenen Haut, wie wenig in unserem Inneren wohl fühlen. Er hat einer ganzen Generation das dumpfe, drückende Gefühl der geistigen Vereinsamung, in der der moderne Mensch zu erfrieren

droht, ins Licht des Bewußtseins heraufgehoben. Und dann war er groß genug, auf die Angabe, ja selbst auf jede Andeutung von Heilmitteln zu verzichten. Unerbittlich wie die große Natur, entläßt er einen Jeden von uns mit der Mahnung, die Lösung selbst zu suchen. Die Richtpfähle, die er in der Wüste aufzustellen vielleicht selbst meinte, verwandeln sich in Symbole, und wie sie ein Jeder deutet, davon wird es abhängen, welchen der Wanderer sie erretten und welchen sie ins Verderben führen, — das Schicksal aller endlichen Schöpferkraft, deren Werke um so vieldeutiger werden, je mehr wirkliches Leben sie enthalten.

Aber diese Wirklichkeit, in der man, auf dem Grunde des Brunnens sitzend, am hellen Tage die Sterne sieht, ist nicht der Bereich der Kunst, in deren Lande das Sonnenlicht alle Dinge und deren Betrachter umfließt. Daß man Das den Werken Ibsens gegenüber und besonders in Deutschland so völlig vergessen konnte, beweist, wie tief bei uns der Begriff der Kunst und das Bedürfniß nach ihren Tröstungen und Freuden gesunken sein mußte, als der nordische Lebensforscher die Massen vor seine Rampe führte und vor den Bildern seines Inferno in selbstquälerischer Lust auszuharren zwang.

Daß die Entwicklung des modernen Geistes zu der alles Maß überschreitenden Ueberschätzung des Einzeldaseins und Einzelwirkens, der Individualität, der Persönlichkeit — einer Ueberschätzung, in der der Grundzug der geistigen Verfassung der Menschheit am Ende des Jahrhunderts zu finden ist — endlich führen mußte, war zu vermuthen; daß sie in Ibsen und Niesche so rasch zu nicht mehr zu überbietendem Ausdruck kommen sollte, hat doch Manchen überrascht. Und mit einigem Erstaunen sieht man, wie da und dort Einer auftaucht und unumwunden und glaubwürdig bekennet: „Als Persönlichkeit bin ich weder mir, noch, hoffe ich, irgend einem Anderen interessant. Dagegen dürfte ich danach, zuzusehen, wie die Kräfte der Welt durch die Kleinigkeit, die ich mein Ich nenne, hindurchspielen, und danach, ihnen, nicht mir, ihr Zauberwort abzugewinnen. Diese große Neugier hat alle kleinen verschlungen.“

Da Hansson gehört mit dem einen Theil seines Schaffens noch dem Frühling an, in dem jede Blume nur für sich oder für einen Auserwählten zu duften scheint, mit dem anderen dagegen einem vollen Herbst, der seine Früchte auf die Straße wirft. In der zarten Lyrik seines „Weg zum Leben“ nimmt er Theil an allen Vorzügen, denen die jüngere skandinavische Künstlerschaar ihre schöne Stellung in der deutschen Literatur verdankt, die Meisten durch den satten Wohlklang des Vortrages, Alle durch die Tiefe des Naturgefühles übertreffend. Das Innenleben, der Geist des Hauses, des Herdes und der Familieneinsamkeit, beherrschen noch die Worte und Gedanken; und was an Tönen und Strahlen von außen hereindringt, erfährt die

Deutung des Heimgebundenen wie bei seinen Landsleuten. Aber da und dort überwiegt bereits die Lust und Kraft, selbst hinauszuweichen, nachzusehen und zu berichten, wie die Dinge auf den Sinn, womit der Mensch der Menschheit, statt auf das Herz, womit er sich angehört, wohl wirken mögen. Ganz im Freien bewegt er sich jedoch, wenn er, wie in seinen „Sehern und Deutern“, in typischen Gestalten des geistigen Schaffens, in Dichtern und Denkern und Künstlern dem Spiel der Kräfte zuschaut, die unser Kulturleben formen, und darin Ordnung und Gesetz dieses Lebens zu ergründen sucht. Dabei verstummt der Dichter nicht etwa völlig; im Gegentheil: die Welt der Ideen und Gedanken ist ihm so sehr eine Welt der Offenbarungen wie jene der Empfindungen und Gefühle und Das gilt ihm als ausgemacht, daß auch in der Welt der Ideen und Gedanken sich dem künstlerischen Blick Einsichten eröffnen, die jeder anderen Art der Betrachtung versagt bleiben. An einem lehreichen Beispiel zeigt er uns in seiner Person, wie die Künstlerschaft über die Jahre der Jugend hinaus nur dadurch lebendig und im Wachsthum erhalten werden kann, daß sie aus der Enge der Empfindung des Ich in die Weite der Ahnung und Anschauung der Welt fortschreitet. Denn in dieser Weite öffnet sich erst das kleine eigene Wesen zu dem großen, widerstandlosen Gefäß, durch das der Strom des Daseins ungeändert und ungemindert und doch festgehalten fließt, dort wird erst jene höchste Ruhe gefunden, die dem höchsten Schaffen gleich ist.

Als der chinesische Philosoph Licius einst mit seinen Schülern auf einem Friedhofe altes menschliches Gebein antraf, deutete er darauf hin und sagte: „Nur Diese und ich haben die Erkenntniß, daß wir weder leben noch tot sind.“ Da Hansson hat das Wort des Meisters verstanden wie Wenige. Und er ist auf dem Wege, auch das Wort eines anderen Meisters zu verstehen, von dem der persische Dichter Rifa'i berichtet: „Ein toter Hund lag am Wege, ein Haufe stand herum. Der Eine sagte: ‚Mir wird das Hirn von dem Gestank ganz ausgelöscht‘, der Andere: ‚Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück‘; ein Jeder schmähte das Aas. Der Meister aber sah auf die tote Kreatur und sprach: ‚Die Zähne sind wie Perlen weiß‘.“

Beim Beginn der vorstehenden Betrachtungen habe ich den freundlichen Leser eingeladen, mit mir den feierlichen Ernst zu belächeln, den man Ibsen gegenüber offiziell aufzuwenden für nöthig hielt. Ich habe meiner gespottet, ich weiß nicht wie, denn mehr als nah bin ich an allerlei Klippen und Untiefen, Abgründen und Abstürzen des Seins und Denkens vorbeigerathen. So meistert ein jeder Gegenstand seinen Beschauer und zwingt ihm jene Art der Betrachtung auf, die die Größe des Gegenstandes so unverhüllt zeigt wie die Unzulänglichkeit des Beschauers.

Unehrlüche Leute im alten Indien.

In seinem Bericht über den letzten Census in Indien vom Jahre 1891 führt der amtliche Berichterstatter, J. A. Baines, bei der Berufsstatistik eine Reihe von Angaben der Zähler auf, die, wie er sagt, vermuthlich in den Zähllisten anderer Länder selten wären und auffallen müßten, selbst wenn man in einigen Fällen Mancune der Zähler und in anderen den seltsamen Klang der Ausdrücke in europäischem Gewande mit in Anschlag brächte. Die Wörter: „Müßiggänger“, „Schmarotzer“, „Lebemann“ sollen nach Baines Ansicht einfach die Unabhängigkeit von der Arbeit zum Ausdruck bringen, während die Angaben: „Dieb“, „Spieler“, „Dacoit“ (Räuber) jedenfalls aus den Gefängnissen stammten; „Dorfblieb“ (Schmede nach Mancune.*). Mir will scheinen, daß der englische Autor den einheimischen Zählern Unrecht thut, wenn er ihnen Bosheit in die Schuhe schiebt; ihm scheint eine Thatsache, deren Erklärung wir in der Psychologie des indischen Volkes zu suchen haben, entgangen zu sein. Der Indier steht seit Jahrhunderten unter dem Banne zweier Theorien, die sein ganzes Denken und Fühlen beherrschen, nämlich der Lehre von der Wiedergeburt und der damit auf das Engste verknüpften Kastentheorie. Für den Indier ist das Schicksal des Menschen, die äußere Gestaltung seines irdischen Daseins, eine unentrinnbare Folge seiner früheren Thaten: Reichthum oder Armuth, angesehenere oder verachtete Stellung, hohe oder niedrige Kaste hat sich nach indischer Auffassung der Einzelne durch seine Handlungen in einer früheren Existenz verdient.**). „Handlungen“ — so heißt es bei Manu im Kapitel über die Wiedergeburten —, „die aus Geist, Sprache und Ad:per hervorgehen, haben entweder Gutes oder Böses zur Folge; durch Handlung sind die verschiedenen Lebensstellungen der Menschen verursacht, die hohen, mittleren und niedrigen.“

Manu unterscheidet drei Abtheilungen, die durch drei verschiedene Qualitäten von Handlungen (Dunkelheit, Thätigkeit, Güte) bestimmt werden, und jede der drei Abtheilungen hat wiederum drei Stufen. Die niedrigste Stufe der zweiten Abtheilung, der durch Thätigkeit hervorgerufenen Lebenslagen, bilden die Jhallas (Stockkämpfer), Mallas (Ringer), Ratas (Länger), ferner Leute, die von verächtlichen Beschäftigungen leben, und solche, die dem Spiel oder Trunk ergeben sind. Hier haben wir im Wesentlichen die ganze Gesellschaft der Leute beisammen, denen im alten Indien der Makel des Unehrlüchen anhaftete; sie stehen zwar nicht auf der untersten Sprosse der sozialen Stufenleiter, die vielmehr den als unrein geltenden, dem Thier gleich geachteten wilden Volksstämmen, den Candalas, Puffukas u. s. w. zugewiesen wird, aber sie nehmen, wie diese, einen sehr niedrigen Rang in der menschlichen Gesellschaft ein und werden gleich ihnen von den höher Stehenden verachtet und gemieden. Und doch tragen diese „unehrlüchen Leute“ in den Augen des Inders keine moralische Schuld; daß sie so tief stehen, ist eine Naturnothwendigkeit, der sie in Folge ihrer Thaten in einer früheren Existenz unterworfen sind. Gleich dem Naturleben bewegt sich für den Indier auch die menschliche Ge-

*) Census of India, 1891. General Report, by J. A. Baines. London.

**) Siehe meine Schrift über „Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit“. Kiel 1897, S. 215.

gesellschaftsordnung in ewig gleichbleibenden Bahnen: wer als Gandala oder Länger, Spieler oder Dieb wiedergeboren wird, muß nach indischer Anschauung Zeit seines Lebens ein solcher bleiben und das Loos eines verachteten, unehrlichen Mannes tragen, — so gut wie Jemand, der die Sünden einer früheren Existenz durch die Wiedergeburt als Thier büßt, das ganze Dasein eines Thieres zu durchleben hat, bis ihn der Tod in eine neue Existenz versetzt.

Darum stammen auch die Ausdrücke „Spieler“ und „Dieb“ nicht, wie Baines glaubt, aus den Gefängnissen; „Dorstdieb“ ist keineswegs auf Bosheit des Täblers zurückzuführen, noch auch glaubte der mit Ausfüllung der Zählliste Beauftragte etwas Auffälliges zu thun, wenn er in die Rubrik „Beruf“ Bezeichnungen wie „Spieler“ oder „Dieb“ eintrug. Für ihn sind diese arzlühigen Erwerbszweige nicht minder Berufe wie die eines Kaufmannes oder Handwerkers, ja, er sieht in ihnen Kasten, denen der Einzelne durch seine Geburt zugewiesen und aus denen herauszutreten ihm in der Regel unmöglich ist. Ein Brahmane, der stiehlt, spielt oder sich niederen Beschäftigungen ergiebt, bleibt ein Brahmane, so lange er nicht aus seiner Kaste ausgestoßen ist; ein Mensch, den das Schicksal oder, was gleichbedeutend damit ist, die Thaten in einer früheren Existenz zum „Dieb“ oder „Spieler“ prädestinirt haben, muß für diese Existenz die Rolle eines Diebes oder Spielers ausfüllen und folgt nur dem dharma, dem Gesetz seiner Natur, wenn er stiehlt und spielt, ohne dadurch eine Schuld auf sich zu laden.

Die Bestimmung im Gesetzbuch des Manu, nach der ein Dieb nur dann gestraft werden soll, wenn er im Besitz von gestohlenem Gut oder mit seinen Diebeswerkzeugen betroffen wird, ist meines Erachtens darauf zurückzuführen, daß man den Dieb an sich zwar als ein Uebel, aber als ein unvermeidliches, und eben so wie die Hetäre als ein ständiges Glied der menschlichen Gesellschaft ansah. Indessen war die Praxis wohl eine andere; denn eine Stelle im neunten Kapitel des Manu macht es, im Gegensatz dazu, dem Könige ausdrücklich zur Pflicht, Diebstähle aufzuspüren und die Diebe durch Spione, wozu er namentlich frühere Diebsgenossen verwenden soll, in Versammlungen, öffentlichen Häusern, Aneipen, Läden, an Kreuzwegen, in Wäldern u. s. w. überwachen zu lassen. Nach anderen Gesetzbüchern genügt zur Verhaftung eines Diebes schon, daß Jemand auffallend große Ausgaben macht, mit Verbrechern verkehrt, trinkt oder spielt, in Verkleidung oder unter falschem Namen umhergeht, Erlaubigungen über die Vermögensverhältnisse und die Wohnung anderer Leute einzieht, abhanden gekommene Gegenstände verkauft, in einem verdächtigen Hause wohnt, als gewohnheitsmäßiger Verbrecher bekannt ist und Unehliches.

Noch zu einer anderen merkwürdigen Erscheinung liefert uns der Glaube der Inder an die Seelenwanderung den Schlüssel. Wäre es denkbar, daß die jedem Buddhisten verehrungswürdige Person des „Erhabenen“ in einer ihrer Präexistenzen als Dieb erschiene, wenn nicht nach indischer Auffassung der Dieb einen Typus darstellte, der durch Handlungen seiner früheren Existenz bedingt wird, nicht aber ein Individuum, das aus moralischer Verworfenheit zu dem unehrlichen Gewerbe greift? Jrgend ein geringer Fehltritt, ein unüberlegtes Wort, ja schon ein unreiner Gedanke konnte den noch nicht zur Vollkommenheit gelangten zukünftigen Buddha in einem neuen Dasein auf eine so tiefe Stufe zurückzuführen, — und einmal als Dieb wieder geboren, blieb selbst dem zukünftigen Vollendeten

nichts von der diesem „Berufe“ anhaftenden Niedrigkeit erspart, mochte auch die sittliche Größe seiner späteren Wiedergeburt ihre Schatten vorauswerfen.

In den sogenannten Jatakas, den Vorgeburtlegenden der Buddhisten, die das Volksleben des alten Indiens besonders getreu wieder spiegeln, erscheint Buddha zweimal als Dieb, nämlich im Kanavera-Jataka und im Satapatta-Jataka. Das erste erzählt: Vor alter Zeit, als Brahmabatta in Benares regierte, wurde der Bodhisattva in einem Dorfe von Kasi im Hause eines Landadelmannes unter dem Sternbild des Diebes wiedergeboren. Herangewachsen, erwarb er sich seinen Lebensunterhalt durch Räuberei und wurde in der ganzen Welt berühmt als ein Held von der Stärke eines Elefanten; Niemand vermochte ihn zu greifen. Eines Tages verübte er einen Einbruch im Hause eines Großkaufmanns und schleppte viel Geld fort. Die Städter gingen zum Könige und drangen in ihn, den gewaltigen Räuber, der die ganze Stadt ausplünder, gefangen zu nehmen. Der König ertheilte dem Stadthauptmann den Befehl, ihn ergreifen zu lassen; Dieser stellte an verschiedenen Stellen der Stadt einzelne Trupps von Leuten auf und so fing er ihn mit dem geraubten Gelde, worauf er dem Könige Meldung erstattete. Der König befahl, den Räuber hinzurichten. Daraus ließ ihm der Stadthauptmann die Hände auf den Rücken binden, legte einen Kranz von rothen Kanavera-Blüthen um seinen Hals, streute Ziegelstaub auf seinen Kopf, ließ ihn an allen Straßenecken mit Stricken schlagen und führte ihn unter dem rauhen Klang der Trommel zum Hinrichtungsplatz. Das Gerücht, der Dieb sei ergriffen, versetzte die ganze Stadt in Aufregung.

Nun lebte zu jener Zeit in Benares eine Hetäre namens Sama, die jedesmal tausend Goldstücke nahm; sie war dem Könige lieb und hatte ein Gefolge von fünfhundert Freudenmädchen. Als der Räuber vorbeigeführt wurde, stand sie gerade am offenen Fenster ihres Palastes, und da sie ihn erblickte — er war überaus schön, stand in der Blüthe seiner Manneskraft und übertraf durch göttergleiches Aussehen alle anderen Männer —, verliebte sie sich in ihn und dachte bei sich: „Wie kann ich diesen Mann als Gatten gewinnen?“ Plötzlich kam ihr ein Gedanke: sie sandte durch eine ihrer Dienerinnen dem Stadthauptmann tausend Goldstücke und ließ ihm sagen: „Dieser Dieb ist der Bruder der Sama

und die Sama ist seine einzige Zuflucht. Nehmt darum dies Geld und laßt ihn laufen.“ Aber der Stadthauptmann sagte: „Dies ist ein stadtbekanntes Räuber und ich kann ihn so nicht loslassen. Wenn ich aber irgend einen Anderen an seiner Statt bekäme, dann will ich ihn in einen geschlossenen Wagen strecken und zu Euch schicken.“ Mit diesem Bescheid kam die Dienerin wieder.

Zu jener Zeit aber schenkte ein reicher junger Kaufmann, der in die Sama verliebt war, seiner Geliebten täglich tausend Goldstücke und auch an jenem Tage kam er gegen Sonnenuntergang mit dem Gelde zu ihr. Sama nahm den Beutel mit den tausend Goldstücken, legte ihn in ihren Schooß und brach, während sie dasah, in Thränen aus; als sie gefragt wurde, was Das zu bedeuten habe, sagte sie: „O Herr, der Dieb ist mein Bruder, doch kam er wegen meines niedrigen Gewerbes nie zu mir. Ich schickte zum Stadthauptmann und Der ließ mir sagen, er würde ihn gegen tausend Goldstücke freilassen. Nun kann ich Niemand finden, der diese Tausend nimmt und damit zum Stadthauptmann geht.“ Der verliebte Jüngling erklärte sich bereit, zu gehen. „Dann nimm, was Du mir gebracht

haft, und mach Dich auf den Weg.“ Jener ging mit dem Gelde ins Haus des Stadthauptmanns, der den jungen Kaufmann gefangen setzte und den Dieb in einem geschlossenen Wagen zur Sama schickte. Da er sich aber sagte, daß der Dieb im ganzen Lande bekannt sei, beschloß er, die Dunkelheit abzuwarten und dann den Jüngling hinrichten zu lassen. Unter einem Vorwand ließ er die Zeit verstreichen, und als Alle schliefen, führte er den Kaufmannssohn unter großer Bedeckung zum Hinrichtungsplatz, wo er ihm das Haupt mit dem Schwert abschlug und seinen Körper auf einen Pfahl spießte.

Seitdem nahm die Hetäre kein Geld an, sondern vergnügte sich nur noch mit dem Räuber. Diesem kam aber der Gedanke: „Wenn sie sich in einen Anderen verliebt, so wird sie mich töten, um sich mit Jenem zu vergnügen; denn sie handelt schlecht an ihren Freunden. Darum will ich hier nicht länger verweilen, sondern fliehen.“ Als er jedoch im Begriff war, sich auf und davon zu machen, fiel ihm noch ein: „Ich will nicht mit leeren Händen fortgehen, sondern ihre Schmuckfachen mitnehmen.“ So blieb er denn noch und sagte eines Tages zu ihr: „Meine Liebe, ich sitze immer bei Dir wie ein zahmer Hahn im Käfig, laß uns in den Park gehen und dort vergnügt sein.“ Sie wars zufrieden, bereitete Speisen und fuhr mit ihm in einem geschlossenen Wagen zum Park. Während er nun allerlei Kurzweil mit ihr trieb, dachte er: „Jetzt ist es Zeit, zu fliehen!“ Scheinbar von heftiger Begierde ergriffen zog er sie in ein Gebüsch von Kanavera-Sträuchern, that, als wollte er sie umarmen, und drückte sie so heftig an sich, daß sie bewußtlos zu Boden sank. Dann nahm er ihr alle Schmuckfachen, band diese in ihr Obergewand und schwang sich mit dem Bündel über die Mauer des Parkes.

Als die Sama wieder zu sich gekommen war, erhob sie sich, ging zu ihren Dienerinnen und fragte: „Wo ist der Herr?“ „Eble, wir wissen es nicht!“ „Gewiß glaubt er, ich sei tot und ist in Furcht geflohen.“ Traurig kehrte sie in ihr Haus zurück und erklärte, nicht eher auf einem kostbaren Lager schlafen zu wollen, als bis sie ihren geliebten Gatten wiedergesunden hätte: sie schlief auf dem Erdboden, zog keine prächtigen Gewänder an, nahm des Tages nur eine Mahlzeit ein und verschmähte Wohlgerüche und Blumen. Entschlossen, ihren Geliebten wiederzuerlangen, ließ sie Gaukler holen, gab ihnen tausend Goldstücke und sagte ihnen: „Ihr müßt in alle Dörfer, Flecken und Städte gehen, einen Kreis von Zuhörern um Euch versammeln und inmitten der Versammlung immer zuerst dieses Lied singen“ — und sie sang ihnen die erste Strophe vor —; „wenn Ihr dies Lied gesungen habt und mein Gatte befindet sich unter den Zuhörern, so wird er mit Euch reden. Dann sagt ihm, ich sei wohltauf, und bringt ihn mir zurück; will er aber nicht kommen, so gebt mir Nachricht.“ Damit entließ sie die Gaukler, nachdem sie ihnen noch Geld für die Reise gegeben hatte. Die verliehen Benares und kamen in das Grenzborf, in dem der Dieb seit seiner Flucht lebte. Die Gaukler versammelten einen Kreis von Zuhörern um sich und sangen die erste Strophe.

Als der Dieb diese hörte, ging er auf einen der Gaukler zu mit den Worten: „Du sagst, die Sama lebt, aber ich glaube es nicht!“ und rezitierte die zweite Strophe. Daraus antwortete der Gaukler mit der dritten Strophe:

„Nicht ist sie, wie Du meinst, dort tot geblieben,
Noch wird sie jemals einen Andern lieben.“

Sonst fastend, ist sie einmal nur am Tage:
Nur Einem, Dir, gilt ihre Sehnsuchtsklage.“

Darauf entgegnete der Dieb: „Mag sie leben oder nicht, ich will nichts mit ihr zu thun haben“, und sprach die vierte Strophe:

„Wie die Sama von Dem, deß Lieb' sie kannte,
Sich ab zu mir, dem Unerprobten, wandte,
So, fürcht' ich, tauscht sie mich mit einem Andern;
Drum, besser ist es, weiter noch zu wandern.“

Die Gaukler erzählten der Sama, was sie bei ihm ausgerichtet hätten. Voll Zorn und Reue kehrte sie zu ihren früheren Wohnheiten zurück.

Ich komme nach dieser Abschweifung auf meine Behauptung zurück, daß die Diebe schon in alter Zeit gewissermaßen einen anerkannten Stand, eine Kunst, gebildet haben. Mancherlei Anzeichen deuten in der volksthümlichen Literatur der Inder auf eine Organisation der Diebe hin. Organisirte Räuberbanden — im Sattigumba-Jataka wird ein von fünfhundert Räubern bewohntes Dorf erwähnt, an deren Spitze, ähnlich wie bei den Gilden der Kaufleute und Handwerker, ein „Ältester“ steht — machten das Land unsicher und nöthigten die Karawanen, sich in besonders gefährdeten Gegenden von Bewaffneten begleiten zu lassen. Die Diebe besaßen ihre eigene Schutzgöttheit und betrieben ihre Kunst nach besonderen Regeln. Der Dieb in der Rricchalatika, der des Nachts in Carubattas Haus einbricht, macht uns in seinen Monologen mit den Geheimnissen der Kunst bekannt: er verbreitet sich ausführlich über die verschiedenen Lehrbuchmethoden, nach denen er beim Durchbrechen der Wand zu Werk gehen könne; er überlegt, welche Stelle der Mauer er am Besten wähle, auf welche Art er das Loch mache und welche Form er ihm gebe. Denn — so sagt er — die Form der Oeffnung kann nach den Regeln des Skanda, des Gottes mit der goldenen Lanze, eine siebenfache sein: eine ausgeblühte Lotusblume, eine Sonne, ein zunehmender Mond, ein Brunnen, eine weite Oeffnung, ein Svasatika*) und ein Wassertopf. Nachdem er sich über alle diese Vorfragen klar geworden ist, macht er sich an die Arbeit, ruft aber vorher seine Schutzgöttheit als Lehrmeister mit den Worten an: „Verehrung dem jungen Karttikeya, dem wunscherfüllenden, Verehrung dem Gott mit der goldenen Lanze, dem Freunde der Brahmanen, dem Frommen, Verehrung dem Sonnensohne, Verehrung dem Jogacarua**), dessen erster Schüler ich bin.“

Die angeführten Einzelheiten machen es wahrscheinlich, daß die Diebe im alten Indien mehr als irgendwo sonst eine „Kunst“ bildeten, und wenn nicht geradezu als eine Kaste — seiner Kaste nach ist der Dieb im „Irdenen Kägelchen“ ein Brahmane —, so doch als ein besonderer Stand galten, dem der Einzelne von der Geburt an zugewiesen war.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Spielern. Auch ihre Thätigkeit galt und gilt noch heute dem Inder als ein eigenes Gewerbe, das, obwohl sich die Spieler bei der Vorliebe des indischen Volkes für das Spiel aus allen

*) Eine Glück bringende Figur.

**) Nach dem Kommentar ein Schüler des Skanda.

Schichten rekrutirten, doch von vielen Leuten berufsmäßig betrieben wurde. Neben dem Bader, der, als er durch das Unglück seines Herrn, des edlen Garubatta, in Armuth gerathen ist, zum Würfelbecher greift, begegnen uns in dem Drama des Königs Subraka noch zwei Berufsspieler und ein Spielhalter. Die bekannte Szene, worin der Bader nach dem Verlust von zehn Goldstücken, die er nicht bezahlen kann, seinen Gläubigern, dem Spielhalter Rathura und einem Berufsspieler, entflieht und sich in einem Tempel als Götterbild aufstellt, verfehlt auch heute noch ihre Bühnenwirkung nicht.

Im weiteren Verlauf der Szene tritt noch ein Spieler hinzu, der Partei für den Bader nimmt und ihm dadurch, daß er bei der entstehenden Prügelei dem Spielhalter Sand in die Augen wirft, zur Flucht verhilft. Der Bader läuft in das Haus der Hetäre Basantajena und Diese löst ihn durch einen Handschmuck aus. Im Dasakumaracarita wird uns das Treiben in einer Spielhöhle, in die einer der zehn Prinzen auf seinen Wanderungen gelangt und wo er mit betrügerischen Würfelspielern zusammentrifft, beschrieben.

„Hier konnte ich nun“, so erzählt der Prinz, „ihre Geschicklichkeit in allen fünfundzwanzig Arten des Spieles und ihre überaus schwer zu durchschauenden Betrügereien, die sie auf dem Würfelbrett, mit den Händen u. s. w. verübten, und deren Urfachen beobachteten. Ich hörte ihre übermüthigen Schimpfreden, die sie in der Leidenschaft, unbekümmert um ihr Leben, hervorstießen; ich sah ihr bald listiges, bald gewaltthätiges, bald kühnes Gebahren, wodurch sie sich Kredit beim Spielhalter zu verschaffen und den verabredeten Einsatz zu decken wußten; ich bemerkte ihr freundliches Benehmen gegen Starke, ihre Drohungen gegen Schwache, ihre Geschicklichkeit im Heranziehen von Genossen; ich sah, wie sie einander auf mannichfache Weise verlockten, wie sie verschiedene Wetten abschlossen, wie sie freigebig ihr gewonnenes Geld vertheilten. Alle diese und andere Szenen, die sich zum größten Theil unter gegenseitigen Schimpfreden und Geschrei abspielten, beobachtete ich und konnte mich kaum satt daran sehen. Da ein Spieler seine Steine unaachtsam setzte, fing ich ein Wenig an, zu lachen. Der Gegenspieler aber sah mich mit einem wüthenden Blick an, als wollte er mich versengen: ‚Du wirst ihn ja den Gang des Spieles lehren durch Dein betrügerisches Lachen! Dieses hier scheint ein unwissender Tropf zu sein! Ich will mit Dir spielen, wenn Du so kundig bist!‘ Nach diesen Worten gefellte er sich mit Erlaubniß des Spielausschereis zu mir und verlor im Spiel sechs- oder sieben-tausend Denare an mich.“

In den Jatakas erscheint der Bodhisattva, wie als Dieb, so auch als Spieler. Das Vitta-Jataka läßt ihn in einer wohlhabenden Familie wiedergeboren werden und, als er herangewachsen ist, den Beruf eines Würfelspielers ergreifen.

„Nun spielte“, heißt es dann weiter, „mit ihm ein Falschspieler, der, wenn er im Gewinnen war, weiter spielte, wenn er aber verlor, den Würfel in den Mund nahm und vorgab, ihn verloren zu haben, um das Spiel aufzugeben und sich zu entfernen. Der Bodhisattva durchschaute den Grund und dachte: ‚Schon gut, wir werden in dieser Sache bald klar sehen.‘ Er nahm einige Würfel mit nach Haus, bestrich sie mit Gift und trocknete sie behutsam; dann begab er sich zum Spieler und sagte zu ihm: ‚Komm, mein guter Freund, laß uns würfeln!‘ Jener war einverstanden. Kaum aber verlor er beim Spiel, so ließ er einen

Würfel im Mund verschwinden. Als der Bodhisattva Das sah, rief er aus: „Verschlucke ihn nur: Du wirst schon sehen, was daraus wird!“

Während der Bodhisattva noch sprach, fing das Gift schon an, zu wirken, und der Spieler fiel ohnmächtig zu Boden. „Ich will ihm das Leben schenken“, dachte der Bodhisattva und bereitete ihm ein Brechmittel, das er ihm eingab. Nachdem Erbrechen eingetreten war, gab er ihm Butter mit Honig und Zucker zu essen und stellte ihn so wieder her. Dann ermahnte er ihn, so Etwas nicht wieder zu thun. Nach einem Leben voll Mildthätigkeit und anderer guter Werke ging der Bodhisattva in eine neue Existenz, entsprechend seinen Thaten, hinüber.“

Hier sowohl wie an den citirten Stellen der *Mricchakatika* und des *Dasa-kumaracarita* ist von bestimmten, beim Spiel beobachteten Spielergebräuchen die Rede: von einem Spielerkreis, der um die Spielenden gezogen wurde und den von ihm Eingeschlossenen anscheinend bestimmte Verpflichtungen auferlegte; von der Stellung eines Bürgen für den Fall, daß der Spieler selbst nicht im Stande war, seine Schuld zu begleichen, und von einem verabredeten Einsatz. Die Wahrung der Spielregeln lag wohl dem Spielhalter, dem Besitzer der Spielhäuser, ob; er besorgte das Aufschreiben, er gewährt den Spielenden Kredit und führt die Aufsicht beim Spiel. Dies Alles gab dem Stande der Spieler eine ähnliche Geschlossenheit, wie sie die „Kasten“ besitzen. Eine gesetzlich anerkannte Kaste sind die Spieler natürlich nie gewesen, so wenig, wie sie es heutzutage sind, wohl aber erscheinen sie dem subjektiven, von der Kastentheorie beherrschten Denken des schematisirenden Inders als solche. Vor dem Gesetz waren die Spieler so wenig existenzberechtigt wie die Diebe: Manu schreibt vielmehr vor, daß der König Leute, die spielen und wetten oder Gelegenheit dazu geben, körperlich züchtigen oder aus der Stadt verbannen soll oder auch nach seinem Belieben strafen kann.

Obschon mit dem Gesetz auf einem besseren Fuß lebend als die Diebe und Spieler, gehört doch in eine Kategorie mit ihnen eine Klasse von Leuten, die ihnen in ihrer sozialen Weltung ziemlich gleichstand, nämlich die bunte Schaar des fahrenden Volkes, das damals so gut wie heute von Dorf zu Dorf zog und als Gaukler, Seiltänzer, Akrobaten, Musiker, Stockkämpfer, Ringer, Schlangenbeschwörer u. s. w. seine Künste probuzirte. Ein Blick in die Literatur, vor Allem in die vollständige Literatur der Indier zeigt, daß die Zusammenstellung von Dieben, Spielern und Gauklern, die gemeinsame Rubrizirung als unehrlüche Leute, keine willkürliche ist. Es ist kein Zufall, daß in dem vorhin citirten *Kanavera-Jataka* die Sama gerade Gaukler damit beauftragt, ihren Geliebten zu suchen; denn abgesehen davon, daß die Hetäre sich von diesen in den Dörfern umherwandernden, alle Landstraßen passirenden Leuten am Ehesten Erfolg versprechen konnte, fügten sie sich für den Erzähler von selbst in den Rahmen seines Märchens und erhöhten den Eindruck der von ihm beabsichtigten Milieuschilderung. Sie gehörten der selben gesellschaftlichen Sphäre an wie die Hauptpersonen der Handlung, der Räuber und die Hetäre, und wie in einem anderen *Jataka* der Hetäre ein Spieler, ein lächerlicher Bursche, als Bruder beigelegt wird, so fehlen hier neben dem Dieb und der Hetäre die Gaukler nicht, um das Bild, das uns in dem *Jataka* vom dem Leben und Treiben der unehrlüchen Leute entworfen wird, zu vervollständigen. „Der Mann, den Spieler, umherziehende Gaukler und lächerliche Weiber

preisen, bleibt nicht am Leben“, heißt es im Mahabharata; und in die selbe niedrige, anrüchige Gesellschaft werden die natas, Gaukler, verwiesen, wenn Bhartrihari die Lippen einer Puhldirne der Spione, Soldaten, Sklaven, Schauspieler und Schmarozer Spucknapf nennt.

Die natas, die Vorgänger des modernen Nats, waren ursprünglich, wie schon die Etymologie ihres Namens, der von der Sanskrit-Wurzel nart, „tanzen“, abzuleiten ist, zeigt, Tänzer oder Gaukler. Die Bedeutung „Schauspieler“ entstammt einer späteren Zeit, als sich aus den alten Tänzen das nationale Drama der Indier entwickelte. Eine Zwischenstufe zwischen den Gauklerkunststücken, gymnastischen Schaufstellungen und musikalischen Produktionen, wie sie offenbar in alter Zeit bei den Festschmählichkeiten und Volksbelustigungen vorherrschten und wie wir sie durchweg in den Jatalas finden, und eigentlichen dramatischen Aufführungen haben wir meines Erachtens in einer von zwei Gauklern vorgeführten Pantomime, die uns im Suruci-Jatala geschildert wird, zu sehen:

„Damals gab es“, so wird hier erzählt, „zwei geschickte Tänzer, ‚Kahl-ohr‘ und ‚Weißohr‘ mit Namen; sie wollten den König zum Lachen bringen. Der Eine von ihnen, ‚Kahl-ohr‘, ließ am Thor des Palastes einen großen, Atula benannten Mangobaum aufrichten, warf ein Seilknäuel hinauf und stieg auf dem Seil, nachdem er es an einen Zweig des Baumes geknüpft hatte, zum Atulamba empor. Atulamba heißt auch der Baum der Bessavana.*) Nun ergriffen ihn die Diener der Bessavana, zerschnitten seinen Körper in Stücke und ließen sie fallen. Die übrigen Tänzer fügten die Körperteile wieder zusammen und besprengten sie mit Wasser, worauf der Tänzer aufstand und, mit einem Blumengewande bekleidet, tanzte. Der andere Tänzer, ‚Weißohr‘, ließ im Palasthofe einen Scheiterhaufen errichten und ging mit seinem Gefolge ins Feuer hinein. Als er verschwunden und der Scheiterhaufen niedergebrannt war, besprengte man die Asche mit Wasser. Darauf erhob sich der Tänzer mit seiner Begleitung und tanzte, mit einem Blumengewande bekleidet.“

Was sonst an Schaufstellungen in den Jatalas erwähnt wird, erhebt sich nicht über das Niveau Dessen, was noch heutzutage die umherziehenden Gaukler den Dorfbewohnern Indiens bieten: wir finden einen Schwertesser erwähnt, der ein dreieckiges Zinger breites, scharfkantiges Schwert verschluckt; ferner Schlangenschwörter, die den Schlangen die Giftzähne ausziehen oder sich selbst und den Affen, den sie mit den Schlangen spielen lassen, durch einen Pflanzenast gegen Schlangengift immun machen. Einem Akrobaten begegnen wir in dem „Springenden Gaukler oder Springtänzer“ des Dubacca-Jatala, der es versteht, über mehrere hinter einander in den Boden gesteckte Lanzen hinwegzuspringen. Sein Schüler ist der Bodhisattoa, der, in einer Springtänzerfamilie wiedergeboren, die väterliche Kunst erlernt hat und nun mit seinem Lehrer umherzieht und sich produziert.

„Sein Lehrer aber“, heißt es weiter, „verstand es nur, über vier Lanzen hinwegzuspringen, nicht über fünf. Eines Tages trat er in einem Dorf auf und steckte, da er betrunken war, fünf Lanzen hinter einander in den Boden. Da sagte der Bodhisattoa: ‚Mein Lehrer, Du verstehst nicht die Kunst, über fünf Lanzen hinwegzuspringen; nimm eine Lanze weg, denn wenn Du über fünf zu springen

*) Beiname des Kubera, des Vorstehers der Geister der Tiefe und des Dunkels.

versucht, wirft Du Dich auf der sünften aufspießen und zu Tode kommen.⁴ „Du weicht doch nicht, was ich leisten kann,“ entgegnete Jener trunkenen Muthes und springt, ohne auf die Worte seines Schülers zu achten, über vier Lanzen hinweg, spießt sich aber an der sünften auf wie die Madhuka-Blume an ihrem Stod.“

Bei allen solchen Schaustellungen begleiteten entweder die Tänzer selbst ihre Produktionen mit Gesang und Lautenspiel oder es kamen professionelle Musiker zu den Festen herbei. Von einem Trommler, der in der Nähe von Benares in einem Dorfe wohnt, wird im Bheriwada-Jataka erzählt, daß er sich in Begleitung seines Sohnes zu einem Fest in die Stadt begiebt, um im Kreise der Festtheilnehmer auf der Trommel zu spielen, und daß er sich durch sein Spiel viel Geld verdient; das Selbe wird mit etwas anderen Worten von einem Ruchelbläser berichtet. Im Allgemeinen aber führten Tänzer und Musiker ein so armsüßiges Leben, daß sie gendthigt waren, wie die Tänzerfamilie, in der der Bodhisattwa wiedergeboren wird, sich ihren Lebensunterhalt durch Betteln zu erwerben.

Die einzige Aussicht für einen begabten Künstler, aus der Niedrigkeit seines unehelichen Standes emporzukommen und zu Reichthum und Ansehen zu gelangen, bestand darin, daß er die Aufmerksamkeit des Landesfürsten auf sich zog. Von Alters her bis in die Zeit des englischen Einflusses und in den unter englischem Protektorat stehenden Eingeborenenstaaten noch heute ist der Staat nur für den Fürsten da. Alle öffentlichen Einnahmen flossen in den Säckel des Herrschers und verließen ihn nur, um die Kosten für das Heer und die Beamten, die Verschönerung seiner Residenz und seines Palastes und seine persönlichen Bedürfnisse und Liebhabereien zu bestreiten. An den Höfen der prachtliebenden Fürsten, wie sie die Jatakas schildern, finden wir Musiker, Tänzer und Sänger, Elefantenbändiger und Bogenschützen. Die Angaben über den Rang und die Gehaltverhältnisse dieser Hofkünstler sind sehr allgemein, doch lassen sie den Rückschluß auf eine angesehenere und einträglichere Stellung zu. Ein Bogenschütze fordert vom König als Lohn jährlich tausend Goldstücke; der König ist damit einverstanden, dagegen finden die alten, länger im Dienst befindlichen Bogenschützen die Bezahlung zu hoch. Noch besser wird ein anderer Bogenschütze besoldet; er bezieht einen täglichen Sold von tausend Goldstücken und erregt dadurch ebenfalls den Unwillen der übrigen Diener des Königs. Ein alter Musiker theilt dem König mit, seine Schüler wünsche in den königlichen Dienst zu treten und fügt hinzu: „Setzt die Höhe der Bezahlung fest“, worauf der König erwidert: „Er soll die Hälfte Deines Gehaltes beziehen“. Damit ist aber der Schüler nicht einverstanden; er verlangt, weil er seine Kunst eben so gut versteht wie sein Lehrer, die selbe Bezahlung. Ein vom König befohlenes Wettmusikiren endet damit, daß der besiegte Schüler auf ein Zeichen des Königs von der Volksmenge durch Steinwürfe und Knüttel geldet wird, während der Lehrer vom König und den Einwohnern der Stadt besolnt wird. Ähnliches wird im Upasana-Jataka von dem Lehrling eines Elefantenbändigers erzählt, der auch vom König die selbe Besoldung verlangt, wie sie sein Lehrer erhält. Der König läßt unter Trommelschlag verkünden: „Morgen werden sich ein Lehrer und sein Schüler in der Elefanten-dressur messen; wer zusehen will, komme in den Hof des Palastes.“ In der Nacht vor der Aufführung bringt der Lehrer dem Elefanten allerlei Unarten bei, so daß dieser auf das Kommando: „Vorwärts!“ zurückgeht, auf den Zuruf:

„Zurück!“ vorwärts geht. Die Folge ist, daß am nächsten Tage, da der Elefant immer das Gegentheil von Dem thut, was der Schüler befehlt, die erzürnten Zuschauer Diesen mit Steinwürfen und Stockschlägen ums Leben bringen.

So mochte es Manchem ergehen, dessen Fähigkeiten in keinem Verhältnis zu seinem Ehrgeiz standen. Kam Einer glimpflicher davon, so mußte er wieder zum Wanderstab greifen oder versuchen, einen reichen Privatmann zum Gönner zu erwerben. Namentlich im Gefolge junger Kaufleute finden wir Künstler der verschiedensten Art, die ihnen mit anderen Schmarozgern das väterliche Erbe durchbringen helfen: ein verschwenderischer und genußsüchtiger Großkaufmannsohn umgiebt sich mit Springern, Läufern, Sängern und Tänzern, die ihn in kurzer Frist zum Bettler machen. Konnte sich so ein Gaukler wohl eine Zeit lang im Glanz eines Anderen sonnen, so sank er doch mit dem Verschwinden des Reichthumes seines Gönners wieder in das Dunkel seines armsüßigen und verachteten Berufs zurück. Denn im Großen und Ganzen, von den wenigen Günstlingen des Schicksals abgesehen, waren die Gaukler so verachtet wie Riffelhäter, Diebe und ähnliches Geklichter. Wie Diese waren sie von der Gemeinschaft der ehrlichen Leute ausgeschlossen und mußten vor den Thoren wohnen. Auch der chinesische Pilger Hiouen-Tsang, der im siebenten Jahrhundert nach Christi Indien bereiste, berichtet, daß die Gaukler gezwungen wurden, zusammen mit Schlächtern, Fischern, Henkern und Wassenkehrern außerhalb der Stadt zu wohnen, und daß ihre Wohnungen sichtbar gekennzeichnet waren. Ließ sich ein armer Spielmann doch einfallen, innerhalb der Stadtmauern sein Quartier aufzuschlagen, so schrieb das Gesez dem Könige vor, ihn aus der Stadt zu treiben. Daher erscheinen in den Jatalas die Gaukler in der Regel als Dorfbewohner unweit der Stadt, von wo aus — wie z. B. von einem Tänzer und einem Trommler berichtet wird — sie sich zum Fest in die Stadt begeben, um ihre Künste zu zeigen.

Das Alleinwohnen war aber nicht der einzige äußere Ausdruck ihrer ehr- und rechtslosen Stellung: noch andere gesetzliche Bestimmungen zeigen ihren geringen sozialen Rang. So durfte ein Gaukler nicht als Zeuge vor Gericht auftreten, er war von der Theilnahme am Totenopfer ausgeschlossen und die von ihm angebotene Speise war dem Brahmanen anzunehmen untersagt. Während die Regeln über den Verkehr mit verheiratheten Frauen bei Manu im Uebrigen so streng sind, daß schon das Ansprechen unter Umständen bestraft wird, findet Das keine Anwendung auf das fahrende Volk der Tänzer und Sänger: „denn Diese — fügt Manu hinzu — schicken ihre Frauen zu Anderen oder dulden den Verkehr mit Anderen, während sie sich selbst verstecken.“ Diesen schlechten Ruf haben die Tänzerinnen und Sängerinnen im Laufe der Jahrhunderte nicht abzustreifen vermocht und auch heutzutage gilt ihr Gewerbe in Indien als so verächtlich, daß es nur Prostituirte ergreifen. Darum lassen heute Tänzer- und Sängerkasten, die sich eine etwas höhere Stellung verschafft haben, ihre Frauen nicht öffentlich singen, sondern bedienen sich bei ihren Aufführungen anderer Weiber schlechten Rufes, während ihre eigenen Frauen als keusch gelten. Solche Weiber gehören meist den unkultivirten, als verworfen geltenden Volksstämmen an, die so niedrig stehen, daß sie nicht einmal auf die Bezeichnung „Kaste“ Anspruch erheben können.

Durch die Geltung als Kaste sind die modernen Rats in der allgemeinen

Achtung gestiegen. Ansätze zu einer solchen Kastenbildung findet man schon in alter Zeit; werden doch bei Manu die *Ratas* als eine Mischkaste bezeichnet, die von *Bratyas**) der *Ashatriga*-Kaste abstammen. Bedeutet nun auch diese Erwähnung bei Manu noch nicht mehr als eine bloße Theorie, so begegnet man doch auch in der volkstümlichen Literatur der *Jnder* Angaben, die auf eine lose Kastenorganisation bei den Tänzern und *Ahresgleichen* weisen. Schon das Verbot des Wohnens innerhalb der Stadtmauern brachte einen engeren Zusammenschluß der fahrenden Leute mit sich. Hinzu kommt die Erbllichkeit des Berufes, die das wesentliche Merkmal einer Kaste bildet und die für die Künstlerfamilien in den *Jatas* mehrfach belegt ist. Wir lernen Tänger-, Trommler- und *Ruschelbläserfamilien* kennen, in denen sich der Beruf des Vaters auf den Sohn vererbt: der Sohn eines Elefantenbändigers übt die väterliche Kunst aus und der Sohn eines Akrobaten produziert sich wie Dieser. Wenn trotzdem von einer eigentlichen Gauklerkaste in alter Zeit nicht gesprochen werden kann, so waren ebendem, abgesehen vielleicht nur von der brahmanischen Kaste, die einzelnen Gruppen der indischen Gesellschaft keineswegs so scharf von einander gesondert wie heutzutage. Zudem fehlte den von Ort zu Ort ziehenden Gauklern die Stetigkeit und Seßhaftigkeit, wie sie z. B. den Wilden der indischen Handwerker eigen war, deren berufliches und privates Leben dadurch festere Formen annahm. Vielfach wird das Leben solcher fahrenden Gesellen der Beschreibung des *Tittira-Jataka* geähnelt haben, die in wenigen Strichen ein lebensvolles Bild des indischen Landstreichers und seiner bewegten Lebensschicksale giebt: er ist Lastträger der Kaufleute, durchwandert das *Kalingareich* und zieht als Hausirer, den Stab in der Hand, auf holperigen Wegen umher; wir finden ihn bei einer Bande von Gauklern, dann bei Jägern, *Reze* legend, dann wieder inmitten einer Festversammlung als *Stoekämpfer*. Er wird *Bogelsteller*, *Getreibemesser* und versucht im *Würfelspiel* sein Glück. Um Mitternacht stillt er den Verbrechern, die er auf des Königs Befehl verstümmelt hat, das Blut und tristet schließlich als frommer Betrüger sein Leben von der *Milddhätigkeit*.

Alle diese Thätigkeiten gelten in Indien als mehr oder weniger anrüchig und die Ausübenden als unehelich: außer den Gauklern, *Stoekämpfern* und Spielern auch die Jäger, Diese deshalb, weil ihr Gewerbe das Töten eines lebenden Wesens mit sich bringt, dann, weil die Jagd als Erwerbszweig fast ausschließlich von halbwildem, nichtarischen Volkstämmen ausgeübt wurde; ferner die Henker, deren Amt, verbunden mit den Obliegenheiten eines *Waffenhebers* und *Reichenträgers*, in den Händen der nach indischer Auffassung niedrigsten menschlichen Geschöpfe, der *Candalas*, lag. Indessen bilden die Jäger und Henker, eben weil ihr Beruf den dunkelfarbigen Eingeborenen überlassen blieb, eine Kategorie, deren Unehelichkeit ein potenziertes Eigenschaftswort, etwa wie „verworfen“ oder „ausgestoßen“, erfordert; Manu stellt sie in seinem System der *Wiedergeburt* nicht mit den Spielern und Gauklern, sondern mit Elefanten, Pferden, *Wöden* und anderen *Bierfühlern* zusammen. Als unehr-

*) *Bratyas* sind aus rechtmäßigen Ehen entsprossene Angehörige der drei oberen Kasten, die aber, weil sie die religiösen Pflichten vernachlässigten, ihre Kastenzugehörigkeit verloren haben.

lich in dem selben Sinne wie die Gaukler galt hingegen ein großer Theil der indischen Handwerker. Auch abgesehen von ihrem Leben, das in seiner Organisation und in seinen Gebräuchen stark an unser altes Zunftleben erinnert, entsprechen Anschauungen und Sitten der indischen Gesellschaft in vieler Hinsicht dem Geiste, der im Mittelalter hinter den Mauern und auf den schmalen Gassen unserer Städte und in den engen Köpfen ihrer Bewohner herrschte. Man kann Otto Beneke's vortreffliches Buch „Von unehrlichen Leuten“ nicht lesen, ohne daß sich immer wieder der Vergleich mit indischen Verhältnissen aufdrängt. Und doch: wie sehr ist im Grunde deutsches Mittelalter von Indien, dem alten wie dem modernen, verschieden! Dort haben wir es bei der Verachtung gewisser Gewerbe und Dienste, bei der Ausschließung der sich mit ihnen befassenden Personen aus der Gemeinschaft der ehrlichen Leute mit Vorurtheilen zu thun, die einem verfeinerten Rechtsgefühl und dem Geiste des Christenthumes widerstrebten und darum der Aufklärung späterer Jahrhunderte weichen mußten; in Indien dagegen beruht das Kastensystem in seiner bizarren, heute schier unübersehbaren Mannichfaltigkeit auf den tief in der indischen Volksseele wurzelnden Dogmen von der Wiedergeburt und der Seelenwanderung. Darum konnte in Deutschland der Makel der Unehrlichkeit durch Gesetze beseitigt werden, während die „unehrlichen Leute“ Indiens verachtete Kasten bleiben werden, so lange sich das indische Denken in den Bahnen bewegt, die ihnen Manu vorgezeichnet hat.

Dr. Richard Fid.



Der Orden.

Der Lehrer am Militär-Programm, Kollegienregistrator Lew Pustakow, wohnte Thür an Thür neben seinem Freunde Lieutenant Lebengow. Zu ihm lenkte er am Neujahresmorgen seine Schritte.

„Höre mal, Grischka“, sagte er ihm nach der üblichen Gratulation, „ich würde Dich nicht inkommodiren, wenn es nicht dringend nöthig wäre. Voh mir, bitte, für heute Deinen Stanislaus. Ich bin nämlich beim Kaufmann Spitzschkin zum Mittag eingeladen, — und Du kennst den Kerl ja, furchtbar erpicht auf Orden . . . hält, glaub' ich, Jeden für einen Schuft, der nicht was am Hals oder auf der Brust baumeln hat. Nun, und er hat doch zwei Töchter . . . Du weißt, Kastja und Sina . . . Aber ich wende mich an Dich, als Freund . . . Du verstehst mich doch, mein Lieber . . . thu mir, bitte, den Gefallen.“

Bei dieser Rede erröthete Pustakow und blickte ängstlich auf die Thür. Der Lieutenant schimpfte zuerst, gab dann aber nach.

Um zwei Uhr nachmittags fuhr Pustakow in einer Droschke zu Spitschkins. Er hatte seinen Pelz vorn offen gelassen und auf seiner Brust bligte in Gold und Emaille der fremde Stanislaus.

„Ist mir doch zu Nutze, als wäre ich ein ganz anderer Mensch!“ dachte er und räusperte sich mit einem gewissen Selbstbewußtsein. „Ein kleines Ding, kostet vielleicht nicht mehr als fünf Rubel, — und welcher Effekt!“

Vor dem Hause des Herrn Spitschkin schlug er den Pelz zurück und begann, langsam den Kutscher zu bezahlen. Als der Kutscher seine Kutschstücke, Knöpfe und den Stanislaus erblickte, war er, so schien es wenigstens Pustakow, wie versteinert. Pustakow räusperte sich selbstbewußt und trat in das Haus ein. Den Pelz legte er im Vorzimmer ab und warf einen Blick in den Saal, wo gegen fünfzehn Personen an einem langen gedeckten Tisch saßen und schon zu essen begonnen hatten. Man hörte nur Stimmengewirr und Tellergeräusche.

„Wer hat da geklingelt?“ fragte der Hausherr und erhob sich. „Ah, Lew Nikolajewitsch! Bitte schön! Etwas spät, aber Das macht nichts . . . Wir haben uns eben erst gesetzt.“

Pustakow streckte seine Brust vor, warf stolz den Kopf zurück und trat, sich die Hände reibend, in den Saal. Aber da sah er etwas Furchterliches. Am Tisch, neben Fräulein Sino, saß sein Kollege, der Lehrer der französischen Sprache, Tremblant. Wenn der Franzose den Orden sah, würde er unangenehme Fragen stellen und ihn wahrscheinlich für ewig blamieren . . . Sollte er den Orden abreißen oder wieder weglaufen? . . . Aber der Unglücksorden saß fest am Hals und ein Rückzug war nicht mehr möglich. Er preßte schnell die rechte Hand auf den Orden und machte der Gesellschaft eine tiefe Verbeugung. Darauf setzte er sich schwerfällig, ohne Jemand die Hand zu reichen, auf den einzigen Stuhl, der frei war, gerade dem französischen Kollegen gegenüber.

„Wahrscheinlich etwas angebuzelt!“ dachte Spitschkin, der sich Pustakows sonderbares Benehmen nicht anders erklären konnte.

Es wurde ihm ein Teller Suppe gereicht. Er nahm den Löffel mit der linken Hand auf. Da fiel ihm ein, daß man unter wohlgezogenen Leuten doch nicht mit der linken Hand essen könne. Gar nicht essen? Ja! . . . Schließlich sagte er, daß er bereits gegessen habe. „Ich machte einen Besuch bei meinem Onkel, dem Probst Krew . . . er hat mich . . . ah da zu Mittag . . .“

Pustakows Seele war von Ingrimms erfüllt und er litt Tantalusqualen: die Suppe war gar zu appetitlich . . . Und was für ein verführerischer Duft ging von dem gedämpften Stübchen aus. Er dachte daran, seine rechte Hand frei zu machen und den Orden mit der Linken zu verdecken, aber er wagte es nicht.

„Man wird es bemerken . . . Und auch, wenn man es nicht merkt: wie lange soll ich denn den Arm über die ganze Brust gestreckt halten, als wenn ich singen wollte? Mein Gott, wird denn dieses Mittagessen ewig dauern? Ich werde nachher schnell in ein Restaurant gehen!“

Nach dem dritten Gange warf er aus einem Auge einen verstohlenen Blick auf den Franzosen. Es kam ihm vor, als ob Tremblant aus irgend einem Grunde sehr verlegen war, ihn ängstlich ansah und auch nichts aß. Als sie einander eine Weile angesehen hatten, wurden Beide noch verlegener und sahen in ihre leeren Teller. „Er hat es bemerkt, der Kerl!“ dachte Pustakow.

„Ich sehe es ihm an der Frage an, daß er es bemerkt hat! Dieser Schuft, diese Klatschbabe! Morgen wird der Direktor Alles wissen!“

Die Gäste kamen zum vierten Gang und dann auch glücklich zum fünften...

Ein langer Herr mit einer gebogenen Nase, großen, haarigen Rüstern und verkniffenen Augen stand auf, strich sich mit der flachen Hand über den Kopf und sprach:

„Ach... äh... äh... ich erlaube mir, äh, ein Hoch auf das Wohl der anwesenden Damen, äh, auszubringen!“

Geräuschvoll erhoben sich Alle und ergrieffen die Gläser. Ein lautes Hurrah dröhnte durch das Zimmer. Die Damen lächelten und bogen sich verbindlich hinüber, um anzustoßen. Pustakow erhob sich nun auch; er hielt sein Glas in der linken Hand. „Lew Nikolajewitsch, haben Sie, bitte, die Güte, dieses Glas Nastasja Timofeewna hinüber zu reichen. Sie muß es austrinken!“ Mit diesen Worten wandte sich ein Herr an ihn und reichte ihm ein volles Glas.

Pustakow mußte zu seiner Bergweilung die rechte Hand in Aktion setzen. Der Stanislaus mit dem zerdrückten rothen Band wurde sichtbar und erstrahlte im Glanz der Lichter. Der Lehrer wurde totenbleich, ließ den Kopf auf die Brust fallen und blickte schen nach seinem Gegenüber. Der Franzose sah ihn erstaunt und fragend an, dann verzog sich sein Mund zu einem schalkhaften Lächeln und alle Verlegenheit wich aus seinem Gesicht...

„Julius Augustowitsch!“ rief da der Hausherr dem Franzosen zu, „reichen Sie doch, bitte, die Flasche hinüber!“

Tremblant streckte ungeschlüssig seine rechte Hand nach der Flasche aus, — und, o Wonne: Pustakow erblickte auch auf seinem Rockaufschlag einen Orden. Und Das war kein Stanislaus, sondern sogar eine Anna! Also auch er hatte gemogelt! Pustakow lachte innerlich vor Vergnügen und fiel gemüthlich auf seinen Stuhl... Jetzt brauchte er den Stanislaus nicht mehr zu verstecken! Sie wandelten Beide auf dem selben verbotenen Wege und Keiner brauchte zu besürchten, daß der Andere ihn denunziren oder klatschen würde.

„Ah... ah... ah... so, so...“, meinte Spitschkin, als er die Orden auf der Brust beider Lehrer erblickte.

„Ja!“ sagte Pustakow, „wie merkwürdig, Julius Augustowitsch! Wie Wenige wurden doch vor den Feiertagen vorgeschlagen! So viele Kollegen, — und wir allein haben Etwas bekommen! Wirklich merkwürdig!“

Tremblant nickte vergnügt mit dem Kopfe und strich über den linken Rockaufschlag, auf dem die Anna dritter Klasse saß.

Nach dem Essen ging Pustakow in allen Zimmern umher und erläuterte den Damen die Bedeutung seines Ordens. Sein Herz war leicht und heiter, obgleich er großen Hunger verspürte.

„Hätte ich Das gewußt“, dachte er mit einem neidischen Blick auf Tremblant, der sich mit dem Hausherrn — natürlich auch über Ordensangelegenheiten — unterhielt, „dann hätte ich mir ruhig einen Wladimir angehängt. Wirklich ärgerlich!“

Das allein quälte ihn. Im Uebrigen war er vollkommen glücklich.

Voposnja bei Moskau.

Anton Tschekow.



Selbstanzeigen.

Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von dreißig ersten Fachgelehrten. Erster Band: Allgemeine. Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ocean. Von Hans F. Helmolt, J. Kohler, Friedrich Kayel, Johannes Ranke, Konrad Haebler, † Eduard Grafen Wilczel und R. Weule. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

In einem ungewöhnlich interessanten Briefe, den ich Ende März von Friedrich Spielhagen erhalten habe, fand ich die folgende, zu beherzigende Mahnung an die Geschichtschreibung: „Nicht auf die Welle auf der Oberfläche kommt es an, die der Wind heute von West nach Ost, morgen von Ost nach West treibt, sondern auf die Grundwelle. Sie bedingt das Leben des Ozeans; aber freilich, sie zu verstehen, dazu muß man sehr tief tauchen.“ Dieser Aufforderung hat man nun freilich — wenn auch die reine Wissenschaft den Kreis, den sie als geistigen Horizont beherrscht, recht weit ziehen soll — nicht etwa so zu entsprechen, daß man, um die geschichtliche Entwicklung der Menschheit ab ovo zu erfassen, bis zum Platysomus der Dyasformation und zu den Foraminiferen hinunterstiege; denn so ist sie gar nicht gemeint. Die univerialhistorische Methode sucht das geistige Band der einzelnen Stüde; finden kann sie es erst dann, wenn die einzelnen Theile in möglicher Vollständigkeit vorliegen. Daher sind die fruchtbarsten Gefilde der wahren Weltgeschichtschreibung weniger die mit Blut getränkten Schlachtfelder als die gesegneten Fluren, denen die Ritter vom Geist ihre Ausfaat anvertraut haben. Und nicht nur die Ritter. Die besten Ergebnisse verbaukt der Historiker dem äußerlich wenig bestechenden, bescheidenen Gegenständlichen sobald er nur den Schwerpunkt der Forschung aus dem — stets einen unerklärbaren, unbegreiflichen Rest übrig lassenden — Halbdunkel der persönlichen Bethätigung der Helden in die alltäglichsten Verhältnisse verlegt, die in Sprache, Sitte, Siedelung und Abstammung das Leben und Treiben der großen Masse beherrschen.

Diese Gedankengänge, die ich bereits in der „Zukunft“ vom ersten Februar angedeutet habe, sollen in dem auf acht Bände berechneten Unternehmen meiner „Weltgeschichte“ durch die werthvolle Unterstützung gleichgesinnter Fachgenossen zur Durchführung gelangen. Der erste Theil liegt nun vor. Ich möchte noch einmal betonen, daß ich nur das Eine — allerdings ganz energisch — für mich beanspruche: zum ersten Male Etwas zu bieten, das mit einigem Recht wirklich „Weltgeschichte“ genannt werden kann. Den bisherigen Unternehmungen ähnlichen Titels die Daseinsberechtigung damit abzuspochen, fällt mir natürlich nicht ein. Nur sollte man Das, was sie bieten, nicht für Univerialhistorie erklären. Da es sich um einen ersten Versuch handelt, möchte ich mir die Worte aneignen, die Ludolf dem zweiten Theil seiner „Allgemeinen Schaubühne der Welt“ in weiser Selbstbescheidung vorausgeschickt hat: „Wir bekennen und erkennen allhier unsere Mängel selbst, — und vielleicht besser als Jemand anders. Wer nur einerley Pistorien eines Volks oder Landes schreibt, kan dieselbe viel besser erwegen, das Vorgehende und Nachfolgende leichter behalten, die Zweifel erdörtern und die zwistige Geschichtschreiber mit einander concilliren. Hier aber, da die Geschichten so viel und mancherley unter einander lauffen, ist es schwer,

etwas Vollkommenes herauszugeben. Der Wahrheit haben wir uns sehr ernstlich beflissen; sollte Etwas an Umständen sich anders befinden, so sind wir erböthig, auf geschehene gültige Erinnerung, es bey erster Gelegenheit zu verbessern. Wir begehren uns keiner Kunst noch Klugheit zu rühmen, weil freylich die Materien nicht bei uns gewachsen; sondern wollen zufrieden sein, wenn unsere Arbeit nur zum gemeinen Besten erprießlich geachtet werden wird."

Der Plan zu dem Unternehmen wurde im Sommer des Jahres 1894 vom Unterzeichneten entworfen und als leitendes Prinzip für das Ganze der Sach aufgestellt: Die Menschheit ist eine Einheit; demnach ist sowohl ihre Vorgeschichte, so weit sie gesicherte Ergebnisse aufzuweisen hat, als auch die Halbkultur — meinetwegen auch Unkultur — der sogenannten „Wilden“ in den Stoff mit einzubeziehen. Daraus folgte weiter, daß mit der üblichen chronologischen Dreitheilung (Alterthum, Mittelalter, Neuzeit), die für die bisherige Beschränkung zwar brauchbar war, in umfassenderen Grenzen aber widersinnig ist, gebrochen werden mußte. Und daraus wieder hat sich die aus dem rapelschen Ideenkreise stammende ethnogeographische Disposition ergeben. Daß auch diese ihre Schattenseiten hat, ist nicht zu leugnen; jedenfalls aber überwiegen die Vortheile durchaus. Die „Zeitalter“ verschwinden deshalb nicht; im Gegentheil: „die Grundzüge neuer Epochen entwickeln sich logisch aus der Weltgeschichte“, wie mit etwas ironischem Beigeschmack Felix von Stenglin in der Ergänzung zu Goethes „Aufgerregten“ den Chirurgus Breme von Bremensfeld sagen läßt. Warum ich gerade mit Amerika beginne, habe ich in Vorwort und Einleitung genügend erklärt und benutze die Gelegenheit, zwei Sätze des Vorwortes hier auf Wunsch des Herrn Karl von den Steinen richtig zu stellen. Ich hatte diese Sätze dem — wie sich nun erst herausgestellt hat, ungenauen — Bericht über einen am fünften Januar 1893 gehaltenen Vortrag (Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XX. Jahrgang, S. 193) wörtlich entnommen; Herr von den Steinen aber hegt über das Alter der amerikanischen Kultur genau die selbe Meinung, die Herr Professor Dr. Konrad Haebler Band I, S. 182 ausführt. Uebrigens gehe ich den selben Weg, den die unter der Leitung von Morris A. Jesup, des Präsidenten des American Museum of Natural History zu New-York, stehende anthropologische Expedition im Jahr 1897 einzuschlagen sich vorgenommen hatte: Amerika—Sibirien und China—Indien—Egypten. In diese anscheinend revolutionäre Anordnung eine Fortschrittstheorie hineingeheimnissen zu wollen, liegt mir vollkommen fern. Ein altitalienisches Sprichwort lautet: *Fol è qi prendo prova qe a fin no pò trare*. Das heißt nach meiner allerdings etwas freien Uebertragung: Ein Narr ist, wer versucht, der Weltgeschichte Etwas einzupfropfen, das er nicht durchführen kann.

Zum Schluß nur noch ein Wort über das Verhältniß des Herausgebers zu seinen Mitarbeitern. Als sich J. Jastrow im Januar 1896 von seinen Mitarbeitern an den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft“, die er siebenzehn Jahre hindurch geleitet hatte, verabschiedete, bräute er die Gefühle, die ihn bewegten, ungefähr so aus: „Von der Anerkennung gebührt der bedeutendste Theil den Mitarbeitern, und zwar nicht blos, was den sachlichen Inhalt, sondern auch, was die organisatorische Zusammenfassung betrifft. Nachdem die Feststellung erfolgt war, herrschte unter den Mitarbeitern das übereinstimmende Streben, die

Grundzüge der Organisation anzuerkennen und weiter zu entwickeln. Die Redaktionswünsche wurden nicht nur befolgt, sondern auch durch sachkundigen Rath fortgebildet. Von der Schwierigkeit, daß die begehrenswerthen Mitarbeiter selten bereit und die bereitwilligen häufig nicht begehrenswerth sind, blieb das Unternehmen in auffallender Weise verschont; und das Zusammenarbeiten älterer und jüngerer Kräfte hat sich durchgehends bewährt. Daß ein international zusammengefügter Mitarbeiterkreis einheitlich arbeitet, daß auch hervorragende Gelehrte eine Leitung ertragen, wo bei dem Umfang des Wissensgebietes die überlegene Sachkenntniß doch im Einzelfall auf Seiten des Fachgelehrten ist, dürfte in der Geschichte der Wissenschaften in diesem Umfang nur selten dagewesen sein.“ Diese Worte könnte ich jezt nur wiederholen.

Leipzig.

Dr. Hans J. Helmolt.

Achtundvierzig Lieder und Balladen, Felix Mendelssohn-Bartholdys Liedern ohne Worte nachgedichtet. Dresden, E. Piersons Verlag.

Die lyrische Musik ist zur Zeit fast ganz durch die dramatische verdrängt. Das war zu Mendelssohns Zeiten anders. Der Komponist mußte seinem Verleger Simrock wiederholt schreiben, er möge sich gedulden; trotz der eifrigsten Nachfrage hatte er keine neuen Lieder ohne Worte komponirt. Den Werth dieser Lieder haben allerdings Fachmusiker — auch in der Neuzeit — immer wieder hervorgehoben. Bülow konnte öffentlich bekennen, sie seien klassisch wie Goethes Gedichte. Einem eigenen Reiz, vielleicht mehr für den Musikdilettanten als für den Fachmusiker, hat es, dem Sinn dieser gemüthvollen Tonstücke nachzugehen. Mendelssohn wurde oft danach gefragt. Einem der Frager antwortete er am fünfzehnten Oktober 1842: „Habe ich bei dem einen oder anderen Liede bestimmte Worte im Sinn gehabt, so mag ich sie doch keinem Menschen aussprechen, weil das Wort dem Einen nicht heißt, was es dem Anderen heißt, weil nur das Lied dem Einen das Selbe sagen, das selbe Gefühl in ihm erwecken kann wie dem Anderen, — ein Gefühl, das sich eben nicht durch die selben Worte ausdrückt.“

Ist es also vergeblich, vielleicht gar eine Entweihung, daß ich trotzdem die Auflösung der Musik in Worte unternahm? Ich hoffe: nein. Es ist eben nur eine und nur meine Lösung. Ich bilde mir nicht ein, daß Mendelssohn gerade die Bilder auch vor Augen gehabt hätte, die mir vorschwebten, oder gar die Thatbestände, die ich unterlege, — noch viel weniger die einzelnen Worte. Ich habe versucht, das Lied sprachlich wiederzugeben. Oft konnte ich die allgemeine Idee für die Dichtung aus der Begleitung des Liedes entnehmen, die das Klauschen des Waldes und des Meeres, das Plätschern des Baches, das Murmeln des Quells, das Klappern der Mühle, das Schaukeln der Wiege verräth. Meistens war aber die Melodie bestimmend. Die Tonart, Tempovorschriften und Pausen, die Wiederkehr einzelner Töne oder ihre Stellung waren dann maßgebend für den genaueren Thatbestand, für den zuweilen auch eine Schlußpointe Anhalt bot.

Stettin.

Gaudenz Sparagnanec.

Warnungssignale.

Der Herr, der den mexikanischen Finanzminister vor einer Woche an der Berliner Börse einführte, hätte keinen unglücklicheren Tag wählen können. Was sollte ein Fremder von unseren Verhältnissen, besonders von der Weisheit unserer Regierenden, wohl denken, als die hier schon so oft beklagte Schwäche des heimischen Anlagemarktes in eine wahrhafte Deroute überging, die aufzuhalten oder zu vertuschen ganz unmöglich war. Nachdem das Kursniveau unserer sichersten Staatspapiere seit zwei Jahren bereits um zwölf Prozent gesunken war, führte die kritische Woche zu einem Kurssturz von drei Prozent und es ist dahin gekommen, daß vierprozentige Staatspapiere fast al pari zu haben sind. Sollte Das nicht zu sehr ernstem Vergleich geradezu herausfordern, da so manches Industripapier bei größerem Risiko auch nicht viel über fünf Prozent abwirft?

Der sächsische Finanzminister handelte jedenfalls wenig umsichtig, als er den Markt so ganz unvorbereitet ließ, daß die neue Anleihe von achtzig Millionen erst an dem selben Börsentage bekannt wurde, an dem die Uebernahmefirmen zur Entleerung ihrer Effektenbestände schritten und eine Reihe von Angestellten ihre rechtzeitige Kenntniß der Vorgänge bestens auszubeuten versuchte. An sich haben freilich die Herren in Dresden keineswegs Mangel an Verständnis der allgemeinen Lage gezeigt, nur hätten sie billiger Weise auch einige Rücksicht auf die noch nicht untergebrachte preussische und Reichsanleihe nehmen können. Sie gingen davon aus, daß der Moment für eine billige dreiprozentige Rente gekommen sei, und die ihnen zur Verfügung stehende Bankengruppe war durch einen vortheilhaften Zwischenkurs leicht zu gewinnen. Laut Schlußabrechnung hatte die letzte Uebernahme beträchtlichen Schaden gebracht, dafür versuchte die Regierung diesmal zu entschädigen. Heute erinnern sich wohl nur wenige Leute, daß unser industriell am Meisten entwickeltes Königreich zuerst den dreiprozentigen Typus schuf. Das war im Jahre 1876; Preußen entschloß sich erst vierzehn Jahre später zu seinen dreiprozentigen Konsols. Der Emissionkurs der ersten neunzig Millionen war 71; selbst Rothschild, der sich hauptsächlich an Süddeutschland wandte, konnte die Anleihe nur allmählich und zum Theil absehen und der Kurs ging sogar bis auf 69 zurück. Erst nach Jahren erreichte diese Rente ihren höchsten Kurs und heute ist jene Zeit schon fast vergessen. Inzwischen sind aus den neunzig Millionen allmählich vierhundertsebenzig geworden und ein Bundesstaat nach dem anderen hat dem Publikum konkurrirende Anlagewerthe geboten.

Berücksichte nun die ungünstige Wirkung auf den Fondsmarkt wesentlich in der mangelhaften Vorbereitung der Transaktion, so fürchtete der Industriemarkt die — allerdings unübersehbaren — Folgen eines starken Geldabflusses. Nicht, als ob die neue sächsische Rente als eine Ueberladung im Gebiete der Staatspapiere angesehen worden wäre. Man fürchtete aber, daß Reichsanleihe, preussische Konsols, bayrische, hessische Staatspapiere u. s. w. zu Gunsten des neuen billigeren Papieres stark verkauft werden würden. Alles Das wirkte in der Zwischenzeit von einer Nachbörse bis zu der nächsten Vorbörse. Dabei war der Rückgang der Umsätze in Staatspapieren weniger die Folge außergewöhnlich großer Abgaben als einer äußerst geringen Aufnahmewilligkeit. Niemand wollte kaufen, sondern Jeder hielt sein Geld an sich. Dazu trug zweifellos der Umstand

bei, daß sich jetzt auch Hessen kurzer Hand entschlossen hat, seinen Kreditbedarf an Anleihen zu decken. Und siehe: der vierprozentige Typus war siegreich und damit ist diesen einundzwanzig Millionen Mark wahrscheinlich ein glänzender Erfolg gesichert. Bisher gab es fünf Millionen Mark vierprozentige, hundert- undvier Millionen Mark dreiprozentige hessische Obligationen, wovon sechsundneunzig auf den Rückkauf der Ludwigsbahn entfallen. Der heutige Kurs ist etwa 86, also noch immer wesentlich höher, als voraussichtlich der Emissionskurs der Sachsen sein wird. Im Allgemeinen wird zwischen den verschiedenen Renten unserer Einzelstaaten wenig Unterschied gemacht, seitdem unsere Kapitalisten — ob mit Recht oder Unrecht, kann dahingestellt bleiben — sich daran gewöhnt haben, mit einer Art Solidarhaft des Reiches zu rechnen. Das süddeutsche Publikum wird aber wohl die hessischen Papiere vorziehen, obgleich Sachsen wirtschaftlich ungleich entwickelter ist als Hessen, das neben den reichen Rheingeländen doch auch das arme Vogelgebirge umschließt. Von Sachsen weiß man aber, daß es mit den achtzig Millionen nicht auskommt, da es sich bei dem Abschluß ausdrücklich verpflichtet mußte, vor nächstem Jahre keine neue Anleihe aufzunehmen.

So steht unser Anlagemarkt, der thatsächlich heute schon einen Verkauf von hunderttausend Mark nicht mehr verträgt, ohne Nachwehen zu verspüren, plötzlich einem Anspruch von hundert Millionen gegenüber. Außerdem erwartet man, daß die Annahme der Kanalvorlage einen umfassenden Geldbedarf nach sich ziehen wird, so daß Banken und Spekulation ihre schon lange gehegten Befürchtungen einer Knappheit verdoppelt sehen. Die Klügsten allerdings bekennen — trotz allen Zeitungprophezeiungen — ihre Unfähigkeit, irgendwie die weitere Kursentwicklung unserer heimischen Fonds zu prognostizieren. Was verschlägt auch die Episode eines einzigen Tages, an dem dreiundeinhalbprozentige Papiere gegen dreiprozentige benachtheiligt erscheinen, weil die hessische Anleihe bekannt wird? Die entscheidende größere Emission ist eben doch die sächsische und so lange sie nicht vorüber ist, läßt sich die endgiltige Verschiebung zwischen den verschiedenen Anlagegebieten nicht übersehen. Endlich kommt auch dann nicht der äußerliche Erfolg der Zeichnung in Betracht — wie verträht war kürzlich der Jubel Lerer um Riquel und Posadowsky —, sondern erst die wirkliche Aufnahme durch die Kapitalisten.

Daß der Montan- und Industriemarkt von diesen Vorgängen in Mitleidenschaft gezogen werden mußte, bedarf keiner Ausführung. Natürlich blieb der Mittelpunkt der Bergwerkspekulation vorläufig noch unberührt — wohlbesetzte Positionen werden so schnell nicht zerstört —, aber einige Außenwälle wurden doch erschüttert. Die Börsenengagements in Eisen- und Kohlenwerthen waren sehr groß und höchst einseitig: fast nur à la hausse. Jetzt hat der Privatdiskont unversehens den offiziellen Satz erreicht und über verschiedene wichtige Hüttenbildenden verlauten höchst ernüchternde Mittheilungen. Das mag dem Privatmann in Westfalen oder Schlefien gleichgültig sein, so lange nur die Gewinne unverändert bleiben; für den Börsenmann entscheidet aber allein die Dividendenchance, nicht Das, was vom Gewinn auf Abschreibungen und Erweiterungen verwandt wird. Was bedeuteten also alle die Prethabern über Doesch, Phönix, Laura und Bochumer? Im Grunde nichts weiter, als daß man dem Publikum einen unglaublichen Grad von Geduld zutraute. Inzwischen hat sich in Bergwerkswerthen endlich wieder eine Baiffe-

partei gebildet, — und zwar eine, die nicht nachmittäglich vor einem Rahnzettel ihrer Mäckerbank zu zittern braucht. Eine solche Partei von nachhaltiger Kraft war seit Monaten verschwunden und nach den Erfahrungen der letzten Jahre konnte man mit dem Schlagwort, daß die Kurse überhaupt zu hoch seien, kaum noch Stimmung machen. Da kam plötzlich über das bisher so vertrauensvolle und starknervige Publikum in Folge der Depression am Konsolsmarkt eine ängstliche Unsicherheit und sofort stand die Kontremine auf den Füßen. Wie dann die verschiedenen Faktoren zusammenwirken, ist dem fern Stehenden nur schwer zu schildern. Was macht sich zum Beispiel der Baissier, der für 500 000 Thaler Vochumer verkauft, daraus, zur Verstärkung des Druckes in den Anlagemarkt zu psuschen, um dort 100 000 Mark Reichsanleihe zu verkaufen. An den Vochumern kann er in der nächsten Stunde vier Prozent verdient haben, während die in blanco verkauften Staatspapiere ihm höchstens ein Prozent Schaden bringen können. Daß solche Manipulationen vorgekommen sind, kann man mit Sicherheit aus dem auffälligen Weichen von Montanwerthen gegen Ende der Börsenzeit schließen. Während die Grundtendenz unserer Fonds solche künstlichen Einflüsse rasch überwindet, sind sie bei Vochumern und Laura von größerer Tragweite. Zunächst leiden zwar die Kurse darunter, aber wenn einmal das ganze Kartenhaus ins Schwanken geräth, wird das Gegengewicht einer umfangreichen Kontremine auch seine Vortheile haben. Kauf ist Kauf und schließlich ist es ganz gleich, ob aus Neigung oder aus Deckungsbedürfniß gekauft wird. Auch die übrigen Industriepapiere haben einige Stöße abbekommen, die ihren Besitzern als Warnungssignale vor dem Sturm dienen mögen. Denn schon diesmal war die Aufnahmelust trotz reduzierten Kursen gering. So ließ ein Großinstitut die von ihm eben erst mit fast hundert Prozent Agio eingeführte Fabrikaktie ruhig um vierzehn Prozent fallen, ohne zu interveniren. Allerdings sind von einer Anzahl von Industrieunternehmungen wahre Hiobsposten eingelaufen: Unterbilanz, Nothwendigkeit neuer Obligationen u. s. w., — Meldungen, die hier und da Sturzstürze bis zu siebenunddreißig Prozent herbeiführten. Bei solcher Gelegenheit pflegen die seltsamsten Gerüchte aufzutauhen. So soll der Schaaffhausensche Bankverein einen Millionenkredit zinsfrei gestundet haben. Natürlich kann es sich höchstens um Tratten auf die Bank gehandelt haben, nicht um Barvorlagen. Das aufmerksame Auge begegnet in unserem ganzen Großgewerbe dem selben Drängen nach Kapitalvergrößerung, und wo diesem Drängen Widerstände entgegentreten, verwickeln sich sofort die Verhältnisse. Mittlere Unternehmer können sogar trotz sehr guten Jahresabschlüssen überhaupt nur schwer Geld erhalten. So erklärt es sich, daß jüngst eine an sich durchaus prosperirende Firma in Bierzen stockte, weil sie das weitere nöthige Kapital nicht aufnehmen konnte; und der Fall wird nicht vereinzelt bleiben. Diese allgemeine Tendenz sollte man auch für die Zukunft unserer Bankpapiere nie außer Acht lassen. Die Geschäfte gehen vorzüglich; aber was hilft Das, wenn unaufhörlich neue Aktien geschaffen werden?

Pluto.



Die in dem Artikel des vorigen Heftes: „Die deutsche Soda-Industrie“ erwähnte Monopolfirma heißt Solvay, nicht Solvåg. Sie produziert etwa vier Fünftel der deutschen Soda. Der Name des zürcher Professors ist Runge.



Gegen die Ferienkolonien.

Setzt naht die Zeit, wo die bedauerndwerthen Kinder der großstädtischen Fabrikarbeiter und anderen Proletarier in Schaaren unentgeltlich in die sogenannten Ferienkolonien geführt werden, um dann nach wenigen Wochen mit gebräunten Wangen, sauber gekleidet und anscheinend gesund und munter in ihr früheres Elend zurückzukehren. Da drängt sich die Frage auf, ob diese Ferienkolonien wirklich den Werth haben, den eine steigende Modesympathie ihnen zuschreibt. Ich antworte: Nein. Gebt einem Baum mit schadhaftem Kern dauernd eine gute Pflege und er wird trotz der Beschädigung wachsen und gedeihen; eine vorübergehende Pflege dagegen kann sein Eingehen nur aufschieben, nicht verhindern. Wie steht es denn mit diesen Kleinen? Die meisten von ihnen sind strophulös und tragen die Keime der Tuberkulose oder anderer schwerer konstitutioneller Erkrankungen in sich. Gewiß: eine gute Ernährung und ein vierwöchiger Aufenthalt an der See oder auf dem Land wird diesen Kindern wohlthun, aber ein dauernder Erfolg ist nur dann möglich, wenn auch während der übrigen Zeit des Jahres besser für sie gesorgt wird. Ja, der Aufenthalt in der Ferienkolonie kann sogar nachtheilig auf das Gemüth und das körperliche Befinden der Kinder wirken, die aus dem kurzen Traum von Behaglichkeit und Glück jäh wieder in die elende Gewohnheitssphäre ihrer Familien zurückgeworfen werden. Da in solchen Haushaltungen eine ausreichende Pflege aus eigenen Mitteln unmöglich ist, sollten die humanitären Bestrebungen hier systematisch einsetzen und vor Allem die Schule als Ausgangspunkt benutzen. Es giebt in Berlin Privatschulen, die die abgelegten Kleider wohlhabender Schüler erbitten, um sie an die bedürftigen Schüler zu vertheilen. Wäre so Etwas nicht auch in unseren öffentlichen Elementarschulen möglich? Könnten nicht auch Eltern von Kindern, die das Gymnasium besuchen, deren abgelegte Kleider an die nächste Elementarschule schicken? Könnte man nicht noch einen Schritt weiter gehen und den armen Kindern, die an Unterernährung leiden, morgens eine Suppe mit Brot und mittags, beim Verlassen der Schule, Suppe und Fleisch mit der nöthigen Zuspeise reichen? Das wäre, um mit den Schuleinrichtungen nicht zu kollidiren, sehr wohl in einem besonderen Lokal möglich; und auch die Lehrer brauchten nicht einmal damit belästigt zu werden. Wäre Das nicht die beste Schulhygiene? Licht und Luft können nichts nützen, wenn die Kinder verhungern. Ein gut ernährtes Kind gedeiht auch in schlechter Luft, ein schlecht ernährtes geht selbst in ojonreichster Luft zu Grunde. Man wird einwenden, daß die Krankheitskeime sich meistens schon im zartesten Alter entwickeln und daß Eingriffe in die Ernährung des Säuglings nicht möglich seien. Das ist richtig; aber eine stillende Mutter wird doch für ihre eigene Ernährung und dadurch auch für die ihres Säuglings mehr aufwenden können, wenn ihr die Sorge für die Ernährung und Bekleidung ihrer schulpflichtigen Kinder abgenommen oder erleichtert wird. Und

selbst wenn das schlecht ernährte Kind kränzlich in die Schule kommt, kann es bei andauernd guter Pflege noch ein tauglicher Mensch werden. Den Krankheitsübeln vorzubeugen: Das ist nicht nur menschlicher, sondern auch rationeller und billiger, als, sie nachträglich zu bekämpfen; und für eine bessere Lebenshaltung der Kinder zu sorgen, ist klüger, als sie zu vernachlässigen und, wenn sie wandelnde Infektionsherde geworden sind, Lungenheilstätten für sie bereit zu halten. Sorgen wir dafür, daß unter uns möglichst wenige Schwindsüchtige heranwachsen, dann haben wir nach einigen Jahrzehnten die Schwindsucht wirksamer bekämpft, als wenn wir uns durch die Augenblicksergebnisse von Palliativmitteln verblenden lassen und dem öffentlichen Gewissen in bloßen Scheinerfolgen ein bequemes Ruhepolster zurechtlegen. Nicht eher wird die Tuberkulose wirksam eingebämmt werden können, als bis man versucht, die Quellen der Seuche zu verstopfen.

Daß es auch sonst nützlich wäre, wenn die Schule sich der Ernährung annähme, ist leicht einzusehen. Die Kinder würden die Schule nicht länger als eine Zwangsanstalt ansehen, sondern als eine Wohlthätigkeitsanstalt, in der man auf ihr geistiges und auch auf ihr leibliches Wohl — dafür sind die Kinder viel empfänglicher — bedacht wäre. Auch volkspädagogisch und volkswirtschaftlich könnte eine solche Einrichtung werthvoll sein. Die Proletarierkinder würden von Jugend auf an bessere Kost und damit für ihre späteren Jahre an Bedürfnisse gewöhnt, die einer verständigen Haushaltung zu Hilfe kommen und diejenigen Rückwirkungen auf den Konsum unterstützen könnten, die neulich ein praktischer Landwirth in dieser Zeitschrift — vielleicht in etwas zu sanguinischer Erwartung, aber doch nicht ganz grundlos — als eine wünschenswerthe Hilfe für die Landwirtschaft bezeichnet hat.

Woher soll aber das nöthige Geld kommen? Daß Staat oder Kommunen bei uns dem Beispiel, das einige sozialistische Gemeinden in Frankreich bereits gegeben haben, folgen werden, ist so bald nicht zu erwarten. Nun: in erster Linie sollte man das Geld, das zur Errichtung und Erhaltung von Lungenheilstätten bestimmt war, für diese Verwendung nutzbar zu machen suchen; dann müßte aber auch die Privatwohlthätigkeit noch stark in Anspruch genommen werden. Da die reichen Leute selten aus reinem Mitleid in ihre Taschen greifen, könnte ein Spötter vielleicht auf den Gedanken kommen, daß ein neuer Orden hier nicht übel angebracht wäre. Wir haben ja schon so viele Sorten von Orden, daß es auf einen mehr oder weniger wirklich kaum noch ankommt. Würde er auch den Damen verliehen und wäre er recht sichtbar zu tragen, dann könnte in dieser ordensklüsternten Zeit die Wohlthätigkeit vielleicht bald einen solchen Höhepunkt erreichen, daß Staat und Kommunen nur noch für den üblichen bürokratischen Apparat zu sorgen hätten.

Dr. Robert Thomalla.

